Nr. 38. Monatlich vier Nummern — Berlin, 9. October 1871. — Preis Vierteljährlich 25 Sgr. — XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Ein Bücherwurm.** Von Julius Stettenheim (mit Illustration). — **Ihr eigner Herr.** Von E. v. Dinclage. — **Ein Gesetzgeber im Reifrock.** Von Paul Lindau. — **Eine Zauberin im Dienste der Frauenhand.** — **Aus dem Leben der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.** Von Hermann Kletke (mit Illustration). — **Das Capital.** Von Bernhard Miller. — **Ein Lied aus dem Jahre 1869.** Von Emanuel Geibel. — **Moderne Krankheiten.** Von Ulrike Henschke. — **Die Mode.** Von Veronika v. G. — **Gondoliera.** Von Carl Heymann. — **Modenbild** nebst Beschreibung. — **Auflösung** des **Rebus** Seite 298. — **Correspondenz.**

Ein Bücherwurm.

Von Julius Stettenheim.

Die beiden jungen Männer waren Brüder und gute Freunde zugleich. Sie hatten ihre kleinen Haussorgen und Freuden miteinander getheilt und waren zusammen zur Universität gegangen. Hier saßen sie zusammen vor demselben Professor und auf derselben Bierbank und gaben wenig Veranlassung, dem Namen der siamesischen Zwillinge, welchen ihnen die Commilitonen gegeben, seine scherzhafte Bedeutung zu nehmen. Und als sie nun aus dem Colleg in das Leben traten, lag dieses in einem Sonnenglanz vor ihnen, wie es glücklichen Sterblichen entgegenstrahlt, milde die Sorgen, die Kämpfe und Enttäuschungen verhüllend, die es dem gereiften Manne zeigt.

Auch ihr Lebensziel war ein gemeinsames geworden. Sie hatten sich in ein nicht unbedeutendes Vermögen getheilt und waren in den beneidenswerthen Stand der Privatgelehrten getreten, in die Arbeit ohne Muß. Kein Client schilderte ihnen das Unrecht, das ihm geschehen, indem ihm ein proceßfreudiger Zeitgenosse irgend einen Contract brach, kein ängstlicher Familienvater konnte ihren Schlaf für vogelfrei erklären und ihnen mitten in der Nacht ein schreiendes Kind an das Herz legen, welches bereits am Abend unruhig geschlummert hatte.

Sie umgaben sich mit eingebundener und broschirter Gelehrsamkeit und machten aus ihrer gemeinschaftlichen Wohnung eine imposante Bibliothek. So suchten sie seit Jahren die innere Befriedigung ihres Lebens.

Beim Graben nach diesem Schatze war Ludwig indeß seit einiger Zeit bedeutend eifriger als Alfred. Ludwig behauptete sogar, er habe mehrere Abende hintereinander seinen Bruder in dessen Zimmer aufgesucht und Nichts darin gefunden als die brennende Lampe. „Dein hellerleuchtetes Fenster," hatte Ludwig zu Alfred endlich gesagt, „soll mich täuschen; wo steckst Du nur?" „Ich," stotterte Alfred, „gehe dann und wann auf ein Stündchen in ... die astronomische Gesellschaft, um —". „Dahin pflegtest Du mich doch sonst mitzunehmen?" warf Ludwig bedenklich dazwischen. Alfred verlor die Geduld und sagte halb ärgerlich: „Es ist ein Gegenstand, der Dich gar nicht interessirt, aber gar nicht." „Ein Gegenstand, der mich nicht interessirt?" suchte Ludwig. „Beschreibe mir ihn doch —".

Diese Aufforderung brachte Alfred in große Aufregung. „Beschreiben?" rief er in Ekstase. „Kann ich denn das? Ich suche vergeblich nach Worten. Ich spreche gewiß ganz ausführlich davon aus dem Schlaf; aber wenn Du mich so ‚kühl bis ans Herz hinan' auffordert: ‚Beschreibe mir ihn, diesen Gegenstand!' — dann geht's nicht. Vielleicht später, jetzt muß ich fort."

„Aha," sagte Ludwig, „in die astronomische Gesellschaft!" und begrub sich wieder in seine Bücher. Diese zogen ihn allerdings von Allem ab, was um ihn her vorging, aber der Gedanke an das räthselhafte Gebahren seines Bruders war doch nicht weniger mächtig, und er ging eines Tages unruhig in das Zimmer Alfred's, um diesen einmal ganz gründlich ins Verhör zu nehmen.

Alfred war abermals nicht anwesend. Aber auf seinem Tische lag etwas wie eine angefangene Arbeit. Ludwig blickte unwillkürlich hinein und traute seinen Augen nicht.

Das war ja ein Sonett.

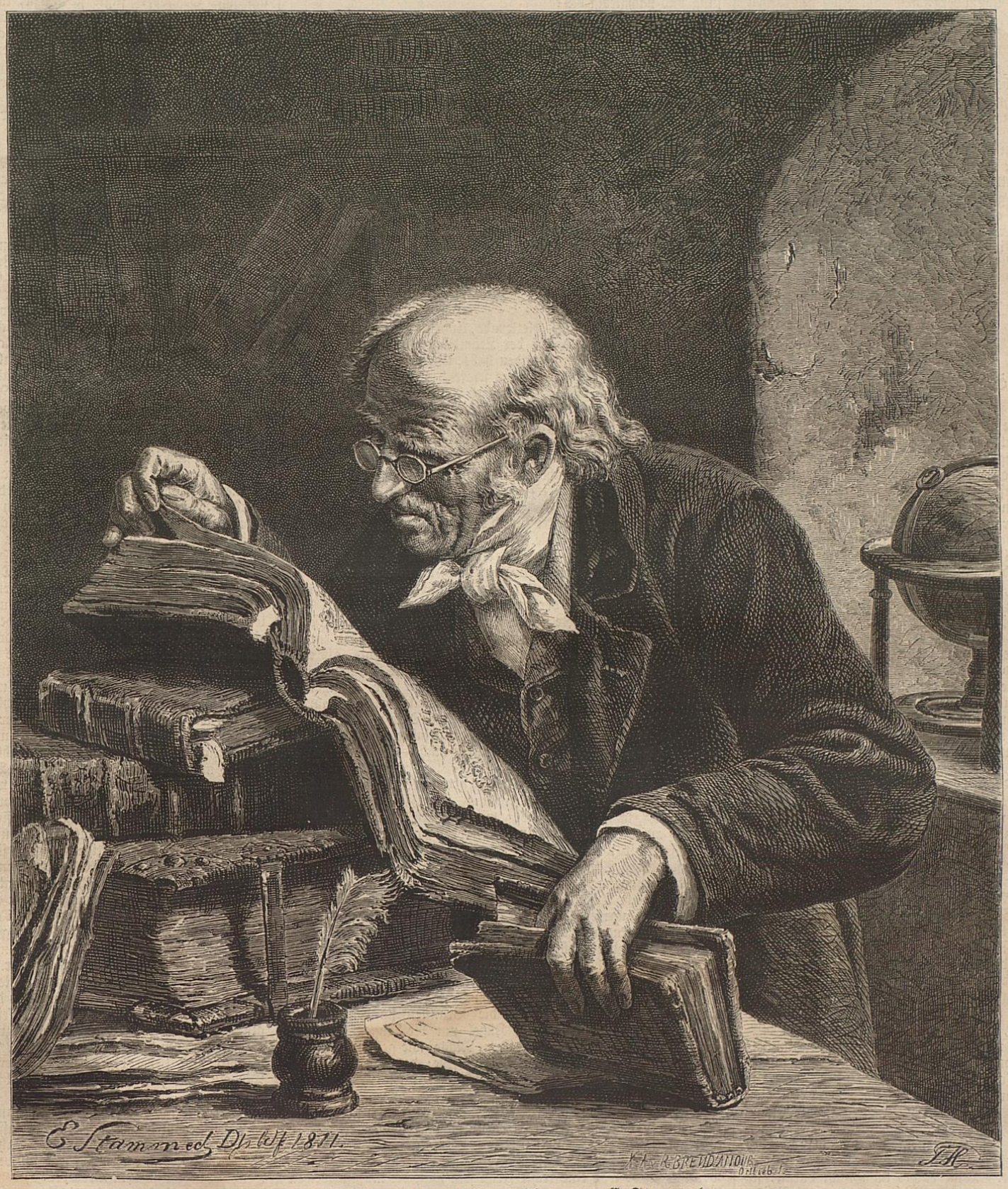
Ein Sonett ... geboren auf dem Schreibtische eines Privatgelehrten ... welche Profanation!

Ein Mitglied war ich der Gelehrtengilde,
Blind vor des vollen Jugendlebens Pracht,
Und finster barg wie eines Berges Schacht
Der Bücherstaub mir reizende Gefilde.

Da glänzten Deine Augen mir, Mathilde,
Zwei Sternen gleich, die meines Daseins Nacht
Erhellten mit der Liebe Zaubermacht,
Und weckten mich zum Leben, hold und milde.

Ludwig las nicht weiter. „Zwei Sternen gleich, — das also ist die astronomische Gesellschaft!"

„Mathilde heißt sie?" sagte Ludwig dann vor sich hin, noch einmal auf das Blatt blickend. „Ich habe auch einst in die Augen einer Mathilde gesehen, als Alfred und ich von der Universität zurückkamen und bei unserem Gymnasialdirector einen pflichtschuldigen Besuch machten. Seine Nichte Mathilde war angekommen, damals eine blühende Jung-



Ein Bücherwurm. Originalzeichnung von E. Stammel.

frau von fünfzehn Jahren, das Mädchen mit dem hinreißenden fröhlichen Lächeln und dem reifen Verstande, welcher dann und wann jenes Lächeln von den Lippen drängte und Mädchen und Kindlichkeit vergessen machte. Damals regte sich auch in mir der Wunsch nach dem Besitz eines solchen Engels, aber wie hätte mich die Erfüllung dieses Wunsches abgezogen von allem Glück, das ich in der Wissenschaft durch ungetheilte Hingabe gefunden!"

Da wurde die Thür aufgerissen und Alfred stürzte in Ludwig's Arme. „Ludwig," rief er, „eine Schwester tritt in unseren Bruderbund! Sie wartet, um Dir als meine Braut die Hand zu reichen!"

„Ich weiß, ich weiß," sagte Ludwig mit dem Tone des Vorwurfs, „sie wartet in der astronomischen Gesellschaft."

„Verzeihe mir," bat Alfred. „Aber gewiß, Du hättest mich aus allen meinen Himmeln gestürzt, wenn ich Dir gleich die volle Wahrheit gesagt hätte. Du hättest mich wie einen Kranken behandelt, vielleicht wie einen Tollgewordenen. Zwischen den Pappdeckeln und schweinsledernen Schlafröcken unserer Gelehrten war längst und vor der gesetzmäßigen Zeit Deine Jugend verloren gegangen, mit der man einzig und allein die Melodie des Wortes begreift: Ich liebe! Dir war die Welt verschlossen, Du lustwandeltest zwischen den Sarkophagen der Wissenschaft umher, während ich das Paradies gefunden hatte."

„Und wie heißt die unwiderstehliche Eva?" fragte Ludwig, um Alfred in seiner erbarmungslosen Schilderung zu unterbrechen.

„Es ist Mathilde," sagte Alfred, „die Nichte unseres Gymnasialdirectors. Du erinnerst Dich wohl noch der Visite, die wir ihm machten."

„Ich weiß, ich weiß," rief Ludwig wieder, „auch daß das liebliche Mädchen auf mich einen tiefen Eindruck machte. In meinen Büchern fand ich Vergessen, — sonst stand ich heute an Deiner Stelle."

„O, daß Du eine zweite Mathilde fändest, Ludwig!" rief Alfred, ganz ergriffen von seines Bruders letzten Worten, „Du würdest doch begreifen, was Leben heißt und das, was dem Leben Werth gibt und wofür es lohnt, zu leben. Ich bin meinem Studirkerker glücklich entronnen, — o fändest auch Du einen Weg der Flucht, um wie ich fortan auch die Sprache des Herzens zu hören und wie ich in der Welt zu leben und für sie, indem ich ihr mein Wissen nutzbar mache. Fort mit den Folianten! Mag eine oder die andere Stelle auf ihrem vergilbten Papier sich den weisen Erklärer anderswo suchen, als an der Seite meines Weibes, ich habe die Welt wieder gefunden, welche wir Beiden verloren hatten!" — —

Ludwig hat sich aber nicht mehr die Mühe des Suchens gegeben, seine Energie lag bereits in seinen Büchern. Er war mit doppelter Verehrung zu ihnen zurückgekehrt und hat auch nie eine andere Göttin neben seiner Bibliothek geduldet. Er blieb ein Bücherwurm.

Das Manuscript von Alfred's Sonett hat er geraubt und aufbewahrt. Und wenn er dann und wann in Alfred's Familienkreis erschien und ihn Mathilde scherzend fragte, weshalb er nicht mit seinem Bruder um sie geworben oder sich eine andere Mathilde gesucht habe, dann holte er das Fragment des Sonetts hervor und sagte: „Dahin führt derlei!"

Und dann kehrte er in seine Studirstube zurück, welche er Ludwigsruh nannte. Er ist alt und grau darin geworden wie seine Bücher.

Ihr eigner Herr.

Von **E. von Dincklage.**

Lena Bredebeck stellte sich mitten in die geöffnete Scheunenthür ihres Hauses, stemmte die Hände in die kräftige Taille und übersah durch den Schlagbaum einen Theil ihrer Felder und Wiesen. Auf dem Felde ackerte ein Knecht, denn die Ernte war schon eingefahren, und auf der Wiese hütete die kleine Magd an fünfzehn kräftige, weißbunte Kühe, die jährigen Rinder nicht mit eingerechnet. Die Hühner kamen vom Dünger, wo sie gescharrt hatten, als sie Lena Bredebeck dastehen sahen, wandten die Hälse und blickten an ihrer stattlichen Gestalt empor, der alte Haushund, Namens Strom, der vor dem Kälberstall auf einem Bündel Stroh geschlafen hatte, stand auf, näherte sich der kräftigen Jungfrau in jener vorsichtigen Art, die zwar eine unterwürfige Liebkosung beabsichtigt, aber zugleich die Fluchtbereitschaft nicht außer Augen setzt. Lena's ansehnliche Füße zeigten sich mit noch umfangreicheren Holzschuhen, wie dieselben im norddeutschen Flachlande üblich sind, bekleidet, und Strom's Rippen waren mehrfach mit diesen Holzschuhen in unliebsame Berührung gekommen, ohne daß der arme Köter in seinem Betragen einen ausreichenden Grund für diesen Knuff entdecken konnte. Deshalb die Vorsicht! Da aber Lena nicht einmal den Menschen gegenüber jemals auf den Gedanken kam, ihr Thun und Lassen zu rechtfertigen, so wäre dies einem Hunde gegenüber wahrhaft lächerlich. Es gibt ja Menschen, welche sich nach Anderen richten müssen, viele sogar — der Amtsrichter nach dem Landdrosten, der Pastor nach dem Bischof, Lena's Dienstboten und Henerlinge nach ihr selbst — aber die Bredebeck-Bäuerin brauchte sich nach Niemand zu richten, als nach dem lieben Gott im Himmel. „Ich bin mein eigner Herr!" sagte sie und handelte auch darnach. Die Wirthschaft ging unter Lena's Leitung knapp und ordentlich; als zwei ihrer Knechte mit in den Krieg gegen Frankreich ziehen mußten, da fuhr sie mit dem zweiten verwais'ten Gespann Pferden selbst ein und der Großknecht hatte seine liebe Noth, dasselbe zu leisten, was seine Herrin ausführte. Freilich die Knochen hatte sie zur Arbeit und rechte Mannslänge dazu, und derbe Fäuste und einen großen rothen Mund mit weißen gesunden Zähnen, die sich in dem kräftigen schwarzen Pumpernickel täglich von Neuem ausdauernd abpolirten, und rosige Wangen mit breiten Backenknochen, und gelbblonde Haare und ein paar helle, helle, herrlich blaue Augen. Die blieben das Schönste an ihr und so rein, wie ein klarer Himmel! Obwohl Lena nicht die Sanfteste war und eine gute Klinge schlug, wenn sie gereizt ward, so war über diese Augensterne doch nie eine Unwahrheit oder Verstellung oder ein unsauberer Gedanke gezogen.

Die Sonne schien ruhig auf die Landschaft, die Vögel sangen in dem Apfelbaum hinter dem Schweinestall und es war wirklich schwer zu glauben, daß drüben in Frankreich ein blutiger, langer Krieg ausgefochten wurde. Lena dachte auch nicht daran, sie meinte immer, sie hätte genug an ihre eignen Sachen und Pflichten zu denken, bei all dem anderen Simuliren komme doch nichts heraus.

Sie sann also über ihre eignen Angelegenheiten, als sich jenseits des Schlagbaums, neben den Erlenbüschen, eine schlanke Männergestalt zeigte. Sobald Lena dieselbe bemerkte, erhob sie auch die rechte Hand vom Schürzengurt und winkte dem Jüngling gebieterisch genug. Dieser kam mit einer Gemessenheit heran, die etwas an Strom's Vorsicht erinnerte, obwohl sie nicht ganz frei von Trotz war; er stellte sich Lena gegenüber, die ihn mit ihren blauen Augen prüfend und gedankenvoll ansah. Wer hätte den jungen Menschen nicht auch gern angeblickt? Er war nicht frisch, nicht heiter, nicht allzu kräftig, aber bei alledem männlich, seine lichtbraunen Augen schattirten mit den etwas dunkleren, lockigen Haaren, die Augenbogen lagen fein, gerade und schwarz da und der Mund war klein wie der einer Frau. Alles an ihm war schlank und biegsam, vielleicht nicht energisch genug und etwas nachlässig in Haltung und Anzug, aber die Natur hatte gewiß nicht gegen ihn gegeizt.

„Was sucht Du denn, Matthes, was treibst Du Dich auf dem Bredebeckhof umher?" forschte Lena nicht eben freundlich.

„Darf ich nicht auf dem Land und Sand meiner eignen Braut umher gehen?" gegenfragte Matthes, der Lena's Verlobter war.

„So, hast' mich gesucht —? nun dann willkommen, Matthes!" Sie streckte ihm die breite, rothe Hand hin, die er zwischen seine schlanken, braunen Finger nahm.

„Was könnte ich sonst suchen?" brummte er.

„Nein, Du kannst nichts suchen außer mir!" rief Lena hoch aufgerichtet. „Glück genug für Dich, daß die Bredebeck-Bäuerin einen so jungen Fant wie Dich auserwählt hat, aber mir denkt, wenn meine Kräfte abnehmen, so wirst Du noch ein Jahr oder zehn rüstig bei der Arbeit sein!"

„Sind das alle Deine Gedanken über unser Verlöbniß?" fragte Matthes unwillig.

„O nein, nicht alle, ein jüngerer Bauer, rechne ich, wird mir immer besser gehorchen, als einer, der schon in den Jahren ist, und dann stoßen auch die Felder Eures Hofes an die meinigen, so wird dereinst alles richtig zu einander kommen!"

Matthes hatte die Arme verschränkt und sah unwirsch zur Erde, dann plötzlich auffahrend fragte er scharf:

„So, und an meiner Person gefällt Dir nichts, als daß ich jung und nachgiebig bin?"

Lena's Augen gingen von dem Ausdruck des Staunens zu einer sanfteren Regung über: „Du fragst recht sonderbar, Matthes, es wäre dazu wohl nach der Hochzeit die rechte Zeit gewesen, weißt Du, bis heute hat mir noch kein Bursch' besser gefallen als Du, obwohl Du ein gut Theil stärker zur Arbeit sein solltest; vielleicht füttere ich Dich noch mehr heraus! Seit Deine Mutter selig den Kochlöffel aus der Hand gelegt hat, mag's manchmal mit Eurem Breitopf nicht zum Besten stehen!"

Matthes antwortete nicht, seine Aufmerksamkeit schien nunmehr dem Inneren des Hauses zugewendet, in dessen Thür die Beherrscherin noch immer breit und stattlich aufgepflanzt war.

Ueber den jetzt leeren Viehständen, die zu beiden Seiten der Dreschtenne angebracht waren, stand eine Leiter aufgerichtet, auf deren obersten Sprossen sich eben ein paar kleine, nackte Füße nebst dem Saume eines braunen Rockes aus Haidschnuckenwolle sehen ließen. Behende traten die kleinen Füße von einer Staffel auf die andere und ihnen folgte eine fast noch kindliche Mädchengestalt und ein schwarzer Krauskopf mit dunkeln, lebensfrohen Augen.

„Bäuerin!" rief die Kletternde, indem sie die letzten fünf Stufen übersprang und auf der Lehmtenne stand, „rathet nur, wieviel Eier ich da oben gefunden habe, nun wie denkt Ihr?"

„Ich denke," erwiederte Lena strafend, „daß Du ein faules, nichtsnutziges Ding bist und bei keiner Arbeit aushälst —! Habe ich Dich nicht in den Garten zum Gäten gestellt und statt dessen kletterst Du auf dem Balken umher?"

„Ganz recht!" rief das Mädchen, „ich war auch im Garten, ich wollte auch gewiß und wahrhaftig gäten, da sah ich den Uelk (Iltis) sachtfüßig am Dache emporsteigen — sollte ich ihm die Eier lassen! Bei Leibe nicht, ich war noch flinker als Meister Eierdieb!"

Lena's gesunder breiter Mund verzog sich zum Lachen. „Wieviel sind's denn?" fragte sie.

„Neunundzwanzig, Bäuerin, einen ganzen Vortuch voll, die großen müssen von der weißen Henne sein, ich möchte wetten, das eine hat einen doppelten Dotter — wollen wir wetten, Matthes?"

„Was gilt's?" rief der junge Mann lebhaft.

Die Kleine erröthete und lachte: „Du weißt, Bauer, daß ich auf der Straße gefunden bin und daß man vergessen hat, meine Mitgift neben mich zu legen. Ich besitze daher nichts, als eine wunderliche silberne Münze, welche mir der gute Mahomed ben Ali geschenkt hat, als ich noch bei den Künstlern war. Mahomed pflegte mich auf einer Schiebkarre auf ein Seil hinauf zu fahren, das in den Kirchthurm oder auf ein hohes Dach gespannt war. Wenn wir hoch, hoch oben anlangten, dann faßte er mich um den Leib, zeigte mich den Leuten und küßte mich — er war sehr gut zu mir. Nun Matthes?"

„Ei was soll die alberne Wette?" grollte Lena, „der Matthesbauer ist zu alt für solche Kindereien."

„Oho," lachte die Kleine, „wie lang' ist's denn, da saß er mit uns auf der Schulbank, in drei Jahren bin ich so alt als er!"

„Ja, wir wollen wetten!" rief Matthes, durch den kecken Widerstand des Schwarzkopfes ermuthigt, der bereits jubelnd in die Küche gesprungen war, um das Ei zu kochen.

In diesem Augenblicke vernahm man in den tiefen Sandgleisen des Fahrweges, welcher sich quer vor dem Schlagbaum hinzog, das Knarren eines Fuhrwerkes, Strom fing mörderlich zu bellen an und die Hühner ergriffen die Flucht. Langsam und bedächtig kam ein hoch aufgemauertes Fuder Torf in Sicht, neben welchem ein alter Bauer im blauen Frieswamms einherschritt.

„Hü! Hü!" rief der Vetter am Schlagbaum — der Bauer war nämlich Lena's Vetter — die Braunen standen wie die Bäume, ihr Lenker wand die Zügel um die Wagenleiter und stapfte auf die Bäuerin los. „Nun, Nichte, wie geht's? Ihr seid hübsch voran mit der Arbeit, wie ich sehe; das muß man Dir lassen, fix am Platze wie nur Einer — hat Matthes Dir geholfen?"

„Mir geholfen? Nun, Vetter, Ihr kennt mich schlecht, ich helfe mir selber, wozu wäre ich denn mein eigner Herr?"

„Na, Lenchen, ich will Dir sagen, ich für mein Theil halte nichts davon, wenn die Weiber ihre eignen Herren sind, weißt Du. Denn warum? was eine rechte Frau sein will, die muß gehorchen können!"

„Wenn sie Geld und Verstand genug hat, weshalb soll sie nicht commandiren? Ein für alle Mal, Vetter, ich kann nicht gehorchen, ich brauche es nicht und will es auch nicht!"

Der Alte schüttelte den Kopf und schritt der Küche zu, indem er murmelte: „Ich will mir nur eine Kohle auf die Pfeife legen. Nichte, mir ist's alles eins, wie Du Deinen Kopf trägst, aber früher oder später kommt für Jedermann die Stunde, wo er sich beugt, und hätte er einen Nacken aus Hagebuchen, was das härteste Holz sein thut. Weißt Du, wenn man durch sechzig Jahr über die Thürschwelle in die Welt geguckt hat, da ruft man den Leuten zu: Gott helfe Euch! und räth: Halt' Dich an Gott!"

„O ich bin auch keine Heidin oder Scheerenschleiferin!" stritt Lena, „ich habe meine dreißig Jahr im Guten verlebt und Andacht und Almosengeben obenan gestellt, aber mein eigner Herr bleibe ich doch!"

Inzwischen hatten Matthes und der Schwarzkopf das Ei gekocht und aufgeschlagen — das Mädchen jubelte laut, als wirklich zwei schöne, citrongelbe Dotter in demselben lagen und sie nahmen jeder einen und aßen ihn auf.

„Nun, Femi," fragte Lena, als sie mit dem Vetter eintrat, „denkst wohl heute Feiertag zu machen?"

„Ich gehe schon! Seht nur, ich habe meine Wette gewonnen, Bäuerin! Guten Tag auch, Bruchbauer, was gibt es Neues, Ohm?"

„Neues, kleine Katz'? Ja Neues gibt es genug! Die Franzosen kommen, am Ufer des Ems-Stromes wird ein Lager für sie gebaut — jetzt kannst Du Deine Tannen verkaufen, Nichte, die sind eben recht!"

„Hat denn der Franzose den Preußen geschlagen?" rief Matthes unruhig.

„O nein, nein, die, welche daher kommen, sind gefangen, alle gefangen, und die Leute nennen das Lager — wartet einmal — Neu — Neu — Satan oder Setan oder Sedan — so was in der Art!"

„Das ist lange vorausgesagt, es kämen die Franzosen mit rothen Hosen," bemerkte Lena feierlich.

„Was voraus gewickt (prophezeit) wird, das trifft ein!" bestätigte der Vetter ernst.

„Haben sie rothe — —?" begann Femi eifrig.

„Hinaus an die Arbeit!" herrschte Lena. „Ist das ein aweisiges Geschöpf!" fügte sie hinzu, indeß der Schwarzkopf wie der Wind verschwand, um draußen, nicht eben mit allzu großer Rücksicht auf das Kraut, die Unkräuter auszuraufen.

„Verstand kommt nicht vor Jahren!" begütigte der Bruchbauer.

„Sie soll nicht vergessen, daß sie das Brod der Barmherzigkeit ißt!" grollte Lena.

„Das kann sie nicht vergessen," sprach Matthes, seine Mütze aufsetzend, im Gehen. „Das kann sie nicht vergessen, sie wird oft genug von Dir daran erinnert!" Die Thür schloß sich hinter ihm.

Lena war, wie sie es gesagt hatte, andächtig und barmherzig. Ihre Andacht fiel, genau wie ein Repetirwerk, an gewissen Tagen und Stunden unausbleiblich ein, und ihre Barmherzigkeit hatte immer das nämliche Gesicht und denselben Schnitt. Diese Barmherzigkeit war wunderbar nüchtern und freudlos anzusehen. Der Beglückte fühlte sie wie einen Vorwurf und die Geberin wälzte sie gleich einer Last von sich. Es war Lena völlig ernst mit ihren Tugenden, doch dieselben waren wie ungeläutertes Metall werthvoll aber unschön. An gewissen Sonnabenden ging Lena stets zur Beichte. Sie war sich nicht vieler Sünden bewußt, sondern lebte wahr und rechtschaffen, aber sie schlief dann und wann im Gebete ein und manches Mal hielt sie sich für allzu weltlich, niemals aber konnte der Beichtvater die Ueberzeugung in ihr anfachen, sie sei hochmüthig. „Ich stehe Jedermann Rede und Antwort," sagte sie, „und thue, was zu meinem Stande gehört!" Sie war eben regierende Bäuerin und hatte, seitdem sie in frühester Jugend verwaist wurde, nie versucht, sich ohne ihren Reichthum und ihren Stand zu denken.

Wieder war der Beichtsamstag herangekommen, Femi wichste aufmerksam die Lederschuhe ihrer Gebieterin, indeß diese ihre festen dunkeln Röcke anzog und ein Wolltuch um die kräftigen Schultern spendelte. Eine große seidene Schürze und eine Mütze mit Seidenbändern machten den Schluß der Toilette aus. Noch einige Befehle und dann schritt sie über den Fußpfad neben der Gartenhecke dahin durch den Kartoffelacker. Die Haushälterin des Pfarrers empfing das angesehene Gemeindemitglied mit der größten Aufmerksamkeit, sie holte sofort ein Stuhlkissen herbei, als fürchtete sie, das mächtige Knochengerüst der Bäuerin könne sich bei einem harten Druck verschieben, sie drängte unter die großen, blank gewichsten Schuhe eine Feuerkieke mit Messingreif und schüttete sofort ein gedoppeltes Maß gebrannter Bohnen in den Trichter der Kaffeemühle. Es gab gewiß nichts in der Pfarre, das Lena nicht zu Gebote stand, aber der würdige Seelenhirt und sein Caplan waren eben nicht anwesend, der eine verreist, der andere zu einem entfernt wohnenden Kranken. Auch den Kaffee wollte Lena nicht trinken, sie hörte nur flüchtig einige Neuigkeiten des Dorfes an, sprach noch ein wenig vom Wetter und den Schweinepreisen und schlug dann den Heimweg wieder ein.

Lena war eigentlich nicht neugierig, sie war zu „stramm" dazu, ihre gebietende Stellung erhob sie über solche kleine weibliche Schwächen. Sie traute der Menschheit nicht besonders viel Gutes zu, aber sehr kräftige Personen sind selten mißtrauisch und Lena war es auch nicht. Es war gegen ihre Gewohnheit, daß sie an der Gartenhecke ihre Schritte hemmte und auf die halblauten Stimmen lauschte, welche sich drinnen eifrigst unterhielten. Die Stimmen gehörten Matthes und Femi an.

„Das muß einen Haufen Geld gekostet haben, Matthes!" sagte der Schwarzkopf, „echtes Gold und ein rother Stein in der Mitte, die Bäuerin hat's nicht schöner. Ich glaubte, Du hättest über all die Kriegs- und Franzosen-Rederei unsere Wette lange vergessen. Als Du mich gestern durch den Schweinehirten wissen ließest, ich sollte hinten im Garten sein, wenn sie zur Beichte ginge, da dachte ich, Du wolltest mich zum Narren haben."

„Dich zum Narren haben, Femi?" rief Matthes, „da biß ich mir doch lieber ein Stück von der Zunge ab, als daß ich Dir ein unrechtes Wort sagte, Du bist ja eine arme verlassene Waise!"

Es entstand eine kurze Pause, dann begann das Mädchen: „Du sagst wohl immer, ich wäre verlassen, und die andern Leute meinen auch so — aber es ist nicht wahr, ich fühle es nicht, ich bin als gehörte mir die Welt und ich weiß, wenn ich jetzt über die Hecke spränge und dem Bredebeckhof den Rücken kehrte, ich würde nicht hungrig schlafen gehen, ich konnte schon als vierjähriges Kind

auf der Landstraße meinen Unterhalt verdienen, als mein Pflegevater noch lebte, und Mahomed ben Ali sagte immer, ich hätte Gold in Händen und Füßen, Sonnenschein in den Augen und Vogelsang in der Kehle. Wenn die Bäuerin eines Tages nichts hätte als sich — hui, was wollte sie mit den großen Fäusten anderes anfangen, als dreschen und Torf graben? aber glaub' mir, ich werde nie Schwielen in diesen Händen haben, niemals!"

„Sie hat Gold, aber keinen Sonnenschein und keinen Vogelsang!" sprach Matthes traurig. „Ich bitte Dich, Schwarzkopf, laß es Dir nicht einfallen, vom Bredebeckhofe fort zu gehen, es gäbe ein schreckliches Unglück, und keine zehn Pferde zögen mich zu dieser Heirath — Du bist ja noch das Einzige hier!"

„Dummheit ist's, was Du redest! Ob ich da bin oder nicht, sie zwingt Dich nach ihrem Willen und biegt Dich, bis Du Dich fügst wie eine Korbweide. Ich würde mich in Deinem Platze schämen, ein armes barfüßiges Bettelkind zur Hilfe zu rufen, wo Du Manns bist, Dir selbst zu helfen. Das Elend ist, Alle fürchten sich vor ihr, nur ich nicht, denn ich bin freier, tausendmal freier als sie!"

„Oho —" machte Matthes und stieß einen langgezogenen Pfiff aus, „'s ist noch nicht aller Tage Abend und wenn ich sie habe, werde ich sie schon zum Schweigen bringen, darin steht mein Plan so fest, als unsere Kirmeß, wart's nur ab."

„Und mit was zwingst Du sie?"

„Ich zwinge sie nicht, sie zwingt sich selbst, wenn ich ihr die Wahl lasse, mir zu gehorchen, oder durch mich, ihren Mann, in ihrer Standesehre gekränkt zu werden. Andere Weiber lenkt man durch ihr Herz, sie hat nichts als ihren Stand, so muß ich sie daran fassen!"

„Du bringst's nicht fertig, Matthes, wenn sie Dich mit den blauen Eisaugen ansieht!"

„Nun, ich thaue mich an Deinen Feueraugen wieder auf und dann geht es, Femi, Du Zuckerkind, deshalb mußt Du da bleiben, damit ich Dich ansehe und dann selbst den Teufel nicht fürchte!"

„Ich wollte, es käme Alles anders, Matthes, der Gedanke an Dich hängt an meinen Füßen, wie ein paar enge, drückende Schuhe, es ist mir ganz, als wolltest Du eine Sünde thun, wenn — —"

Die Zweige der Hecke rauschten neben Femi, sie wandte sich um und sah in die blauen Eisaugen. Einen Moment blickten sich die beiden Frauen fest und forschend an — dann fügten sich die grünen Zweige wieder zu einander und Lena war nicht mehr sichtbar.

„So," sagte Femi, „jetzt könnt' es sich ereignen, das Abendessen wäre meine Henkersmahlzeit auf dem Bredebeck, na, einmal mußt' es ja doch so kommen!"

Matthes schlich sich unter der Doppelwucht von Lena's zu erwartendem Zorne und von Femi's drohendem Verlust von dannen. Er war diesmal nicht trotzig, denn er fühlte, daß er seine stramme Verlobte im verschwiegenen Herzen noch tausendmal mehr und bitterer gekränkt hatte, als durch seine Worte. Indessen von den Befürchtungen des jungen Paares ging keine in Erfüllung. Lena kam wie sonst zum Abendessen, besorgte wie sonst ihre Arbeiten und es fiel kein böses Wort. Niemals noch hatte ein Beichtgang soviel Eindruck auf die Bredebeck-Besitzerin gemacht, als dieser, wo sie nicht gebeichtet hatte, wo ihr vielmehr gebeichtet worden war. Zwei Puncte fielen besonders schwer in die Wagschaale ihres Nachdenkens, zuerst, daß Matthes nur ein geringes Glück darin fand, auf einen Hof wie den ihrigen zu heirathen, dann, daß das schwarzköpfige Bettelmädchen von Gottes Gnaden sich freier und unabhängiger fühle, als sie selbst, die im Stande war, sich jeden Moment mit silbernen Thalern ganz zuzudecken. Ja, aber was war Lena ohne ihre Thaler, ohne ihr steinernes Haus mit dem breit gedrückten, rothen Ziegeldache, ohne ihre Knechte und Mägde, ohne ihre Heuerlinge und ihre Viehheerden, ohne ihre Wiesen und Felder, Gärten, Holzungen, Moor- und Haidestrecken? Die Bäuerin betrachtete ihre starken Glieder und wiederholte Femi's Worte: „Was wollte sie mit den großen Fäusten anders anfangen als Dreschen und Torfgraben?" leise vor sich hin murmelnd. Femi hatte nichts, als sich, sie wollte keine schwere Arbeit verrichten und gedachte sich doch auf's Beste durchzuhelfen. Lena mußte sich gestehen, der Schwarzkopf würde das mit Glück und Schick fertig bringen, obgleich wohl Niemand in der Gemeinde, selbst der greise Pfarrer nicht, auszudenken vermöchte, wie Femi das anstellen würde. Aber Femi sollte nicht gehen, sie sollte sich nicht freier fühlen als die Bredebeck-Besitzerin, Matthes sollte nicht mit mehr als zehn Pferden zu seiner Verlobten an den Altar gerissen werden, das wäre eine entsetzliche Schande! Nein, er sollte freiwillig kommen und dann — ja dann sollte die Femi ausgerüstet werden und eine ordentliche Heirath machen!

Während Lena all' diese Pläne entwarf, waren ihre Augen keine Eisaugen, nicht einmal die Augen der Gebieterin, denn sie forschten nach keiner Unordnung, schätzten keine Arbeit, sie sahen im Gegentheil Anderes, als was zu erblicken war, nämlich die jungen Gesichter der Kinder, deren Worte durch Lena's Kopf wogten.

Am Samstag-Abend spannt sich der Bauer aus dem Arbeitsjoch, er plaudert eine Stunde länger in der Schenke oder am Torffeuer seines Nachbars, denn er darf ja am nächsten Morgen ausschlafen! Versteht denn derjenige, welcher das ganze Jahr die Sonne nicht aufgehen sieht, was das heißt: ausschlafen? Ahnt er die Wonne, bei dem Glockenschlage, der uns täglich aus den Federn ruft und schreckt, sich nun erst recht auszustrecken, der Zeit ein Schnippchen zu schlagen und sich in den Morgentraum hinein zu duseln?

Das ist des Landmanns erste Sonntagsfreude und sie fängt schon Sonnabends an. Auch der Schulze hatte bereits die Werkeltage hinter sich geworfen, als er in die Bredebeckküche trat, sich breitspurig auf dem Ehrenplatze niederließ, seine lange Pfeife aus dem Munde nahm und verheißungsvoll sprach: „Vorigen Dienstag sind sie gekommen!"

„Wer ist gekommen?" fragte Lena zerstreut.

„Die Franzosen. Und sie haben richtig rothe Hosen an, Nachbarin, einige ganz weite, wie die Boje-Röcke der Frauen, andere wieder eng. Jungens, das sind Kerle, einige schwarz, wie Schornsteinfeger, sage ich Euch, andere braun, andere gelb, alles natürliche Haut, und wieder welche von unserer Farbe, sie laufen wie die Migämkes (Ameisen) durcheinander und summen wie ein Imm (Bienenschwarm)."

„Sehn sie schreckhaft aus?" fragte die Viehmagd, welche ihrerseits auch nichts Anziehendes bot.

„Nicht die Spur, ganz wie die Lämmer, sie nehmen Alles zu Dank, was Du ihnen gibst, Tabak, Zwiebeln, Geld —"

„Gott bewahre," unterbrach zornig die Viehmagd, „ich gebe ihnen nichts, fällt mir nicht ein — wer schenkt mir denn was?"

„Ja, wenn Dich die Franzosen mal erst gefangen nehmen, dann bekommst Du auch Geschenke!"

„Heilige Mutter Gottes — wollen mich die Franzosen gefangen nehmen? O das ist das Schrecklichste von dem ganzen Kriege!"

Der Schulze lachte über die dumme Trine und sagte zu Lena gewendet: „Einige haben Medaillen auf der Brust und eine Quaste vor der Nase bummeln, andere haben rothe Mützen und die Klunkern wehen hinten nach wie ein Pferdeschwanz. Um die Holzbuden, die Baracken heißen, machen sich die Franzosen selbst einen hohen Holzzaun und draußen steht dem Preußen seine Landwehr, Pferdevolk ohne Pferde, wo sie Cafalterie zu sagen und was viel Durst haben, dieselbige Landwehr schießt auf jeden, der davon geht!"

„Mar' Joseph!" schrie die Viehmagd, „das ist das Schrecklichste von dem ganzen Kriege, weshalb schießt denn die Landwehr auf uns?"

„Nicht auf uns, nur auf die Franzosen!"

„Das ist nur gut!" beruhigte sich Trine.

„Weißt Du, Lena," fuhr der Schulze fort, „das ist nicht so ein Gesindel, diese Franzosen, sie sehen blos so aus, aber der Trompeter, der in Neu-Sedan selbst die Signale blasen thut und Alles damit bestimmt und zuerst weiß, sagte mir, der eine Braune mit den schwarzen Augen, den sie Turko oder Türke rufen, wäre der Sohn eines wirklichen Prinzen in Afrika und wer weiß, ob nicht der Prinz aus Afrika einen Tag kömmt und dem Preußen Alles wieder fortnimmt! Der Trompeter sagt, in Afrika wohnten noch eine Menge Leute, die alle von der Hitze so braun sind."

„Hat der Prinz in Neu-Sedan schöne Kleider an?" fragte Lena aufmerksam.

„Ah, keine Spur, der Ellenbogen steht ihm durch die Jacke, sein Hemd wäscht er sich alleinig in der Emse, bindet sich die Aermel um den Hals und läßt es auf dem Rücken trocknen, da ist nichts von einem Prinzen als sein Gesicht!"

„So —" forschte die Bäuerin gespannt, „sieht man es in seinem Gesichte, daß er was ist?"

„Nun natürlich, und in seinem Gang und so in seinem Wesen, sonst könnte man es ja nicht ausnehmen, daß er mehr ist!"

„Kann ich die Franzosen zu sehen bekommen?" erkundigte sich die Hausherrin angelegentlich.

„Natürlich kannst Du. Es kostet fünf Groschen, Du kannst auch welche in die Arbeit bekommen, wenn Du willst, sie sind ausgehungert wie die Wölfe, das Arbeiten ist nur minne, aber möglich nimmst Du ein paar auf den Hof, Du bist ja Dein eigner Herr!"

Lena lächelte nicht, sie dachte an den gefangenen zerlumpten Prinzen, dem man es doch noch ansah, daß er anders sei als die andern! Femi fragte heute nichts, sie schälte ihre Erdäpfel eifrig und mäuschenstill, eine nach der anderen. In dem schwarzen Kopf des Mädchens tauchte die Ahnung dessen auf, was in Lena's Geiste vor sich ging, es schien so unwahrscheinlich, so unglaublich, die Bäuerin wolle sich in die Lage einer gefallenen Größe hineinversetzen, ja den Eindruck derselben durch eigene Anschauung verstärken — und doch es war so, das stand auf der breiten, sinnenden Stirn der Gebietenden und in ihren träumerisch schauenden blauen Augen, wenn auch nur für Femi verständlich, die plötzlich so empfand als wären die Worte zu hart gewesen, welche Lena so tief berührt hatten. Immer, seit ihrer frühesten Kindheit, hatte sich Femi gleichsam unter dem kühlen Schatten der Bredebeckerbin erblickt, die ganze unnahbare und schwerfällige Weise der Hausregentschaft ließ keine Art von Vertraulichkeit aufkommen, die Pflegetochter dachte nie daran, ihre Wohlthäterin sei ein Weib, ein Mädchen, gleich ihr selbst, Lena erschien nur wie eine Macht, eine Kraft, ein Wille, ein Stand, gegen welche man getrost einen kleinen harmlosen Krieg führen könne und die zu überlisten fast ein Verdienst schien — an diesem Abend dachte Femi neue Gedanken über diesen Punct! Ein menschlich Regen erweckt Theilnahme und der Schwarzkopf vermuthete, hinter dem Allen liege eine Eifersucht auf Matthes versteckt.

„Wär' mir recht," nahm Lena indessen das Wort, „wenn Du, Schulze, morgen Nachmittag mit mir und Matthes hinausfahren hättest nach diesen Franzosen, wenn Deine kleine Tochter mit uns will, so ist noch ein Platz für sie da, neben mir auf der Bank."

Matthes schlief die Nacht vom Samstag auf den Sonntag bei Weitem nicht so gut als sonst. Wenn seine Verlobte that, was ihr zu thun zustand, nämlich ihm den Handel aufsagte, so war er ein geschlagener Mensch, ja er wurde in seinem Dorfe fast unmöglich. Zwar besaß sein Vater auch ein recht ansehnliches Bauerngut, aber dasselbe war in den letzten Jahren, nach dem Tode seiner energischen Mutter, sehr zurückgekommen, manche Unglücksfälle hatten die Wirthschaft in Schaden gebracht und weder Vater noch Sohn verstanden es, die Leitung kräftig zu handhaben. Der Vater war zwar noch durchaus kein alter Mann, aber er zeigte sich mehr und mehr entmuthigt, dabei lebten dreizehn Kinder im Hause, deren ältestes eben Matthes war, dem naturgemäß die Sorge für das kleine Volk mit anheim fiel. Alle diese Verhältnisse würde Lena bestens geordnet haben; brach sie nun aber das Verlöbniß, dann war ihre ganze Sippe, ihr großer Anhang — wo Reichthum da Anhang! — plötzlich für Matthes eine Schaar von Gegnern und Feinden und er konnte sicher nie mehr recht aufkommen. Energielose Naturen, gleich der des jungen Bauern, sind häufig zum Trotz, ja zu schlauen Maßnahmen geneigt, sie vollbringen sogar einzelne kühne Thaten, aber sie trauen sich selbst keine Consequenz, keine Ausdauer zu, sie sind vielleicht nicht körperlich, aber sicher geistig träge, und wer nichts von sich erwartet, der wird ganz gewiß nie etwas Rechtes leisten. Matthes verhehlte sich keineswegs, daß dem Wohlstand seines Hauses kein äußeres Hinderniß entgegenstehe, aber das innere, welches vom Vater auf den Sohn vererbt war, erschien ihn um so unbesiegbarer. Seine Vorfahren, bis herab auf seinen Vater, hatten stets, in richtiger Selbsterkenntniß, sehr entschiedene Frauen heimgeführt und sie fuhren gut dabei, Matthes fand es sehr natürlich, daß auch er eine resolute Bäuerin nähme, nur wenn er in Femi's Nähe war, stiegen allerhand kindische Revolutionsgelüste in ihm auf, mit denen er sich gern vor dem Schwarzkopf aufputzte. Ja, der Schwarzkopf, der Schwarzkopf! Matthes war ein Bauernbursch, er hatte sich niemals laut oder leise gestanden, er liebe den armen Fremdling — sie blieb ja trotz aller Anmuth immer eine Landläuferin — aber doch kannte seine Einbildungskraft kein lieberes Bild als den baarfüßigen Wildfang; sie war die verkörperte Poesie seines einfachen und nüchternen Daseins. Es beruhigte den jungen Mann einigermaßen als er Lena, breit und fromm wie immer, in ihrem Kirchenstuhl sitzen sah. Sie trug große Goldringe auf allen Fingern, auf ihrer Brust blinkte ein breites, kunstvolles und geschmackloses Goldgeschmeide, in ihren Ohren hingen schwere Ohrringe und ihr blondes Haar war mit Wasser glatt gekämmt unter den rothen Seidenbändern der Haube. So hatte sie schon an zehn Jahre dagesessen und Matthes fühlte sich merkwürdig beruhigt bei diesem Anblick. Nach dem Gottesdienst blieb der junge Bauer ein wenig zurück, damit Lena, ohne ihn anreden zu müssen, zu Haus gehe, aber sie stand mitten auf dem Kirchhofe still und wartete, bis er heraustrat. Als er ihr nahe kam, sagte sie gelassen: „Mit Schein macht es Dir Freude die Franzosen 'mal anzusehen, so werden wir heute Nachmittag mit dem Schulzen, der die Einrichtung da kennt, hinfahren, ich lasse den Knecht zu Haus, so kannst Du die Zügel nehmen!"

Gott Lob, der Schulze ging mit! Lena wollte also nicht mit ihm allein sein und wollte ihm keine Vorwürfe machen. Matthes schnippte mit den Fingern: „Sie scheut das Aufsehen!" murmelte er sehr zufrieden. Bescheiden genug kam der Verlobte selbst nicht entfernt auf den Gedanken, Lena könnte so mild verfahren, weil sie ein Wohlgefallen an seiner Person finde — o nein! es waren die Höfe und die Stellungen, die man verlobt hatte, man schuldete beiden viel bewußter Ehrbarkeit und Pflichttreue als einander. Matthes war in der That sehr guter Laune, als er den mit grüner Oelfarbe gestrichenen Bankwagen seiner Zukünftigen erkletterte, er schob ihr das blaue Sitzkissen sorgsam zurecht und reichte ihr ritterlich den rothen, baumwollenen Regenschirm, der sowohl vor Nässe als vor Sonnenschein schützt. Auch Lena war ausnehmend huldvoll, sie fragte Matthes, ob er sich nicht erst die Pfeife anstecken wolle? Obschon er recht wohl wußte, sie liebe das Rauchen nicht, so entgegnete er: „Ich kann's Deinetwegen schon lassen!" und wurde selbst roth und verlegen ob seiner Galanterie.

Wenn der norddeutsche Bauer sich wenig um Politik und Weltgeschichte kümmert, so hat er dafür eine gar sichere und ausdauernde Tradition. Er wunderte sich nicht, daß der Franzose, gegen welchen Vater selig auch gefochten hatte, wieder Krieg anfing, die Gefangenen waren ihm gleichsam alte Bekannte, denn „dazumal" waren auf seinem Hofe auch eine Stiege, oder so, von ihnen im Quartier, ja selbst der „Turko" war keine neue Idee, denn im Volke blieb noch eine lebendige Erinnerung an den meist in Deutschland so gefürchteten Türken, von jener Zeit her, wo ganz Europa vor dem Muselmann zitterte. Der Türke spielt noch in manchen Erzählungen und Sprichworten seine Rolle. Jetzt waren sie in Neu-Sedan, an dem sandigen Ufer der Ems, da, wo einst die Legionen des Varus gleichfalls ihr Lager gehabt haben mögen, die Franzosen und Turkos, zwischen ihren Gruppen wogten die Besucher umher, welche der Bahnzug gebracht hatte, der zwanzig Schritt vom Pfahlzaun, durch Tannen, Haide, Sand und Felder dahin brauste. Die Gefangenen sahen solche Besucher sehr gern, welche das Einerlei ihres Lagerlebens unterbrachen und ihnen Gelegenheit boten, ihre kleinen Arbeiten aus Holz, Erdäpfeln und Weiden für einige „Groß" zu verkaufen. Die Fremden legten achtungsvolle Rücksicht gegen die Besiegten an den Tag und unzählige Gaben an Lebensmitteln und Kleidungsstücken wanderten in die Palisadenumhegung von Neu-Sedan. Lena schritt nachdenkend hinter ihren Begleitern drein — eine anständige Bäuerin geht alle Mal und unabänderlich hinter ihrem Gatten oder Beschützer einher, wo immer sie sich öffentlich und feierlich sehen läßt.

Wie sonderbar, diese Tausende mit den dunkeln Augen und wunderlichen Uniformen wußten nichts vom Bredebeckhof, wie man auch zuvor nichts von ihnen gewußt hatte. Sie redeten eine fremde unverständliche Sprache und selbst die, welche einige deutsche Worte verstanden, zuckten bedauernd die Achseln, wenn man sie in der niederdeutschen (oder plattdeutschen) Mundart, die doch jedes Kind im Lande versteht, anredete. Lena hatte soviel zu sehen, daß sie des Prinzen ganz vergaß, bald war es eine Gruppe leidenschaftlich Kegel schiebender Turkos, bald ein vornehm ausschauender chasseur-à-cheval mit einem Ehrenzeichen auf der Brust, dann wieder Liniensoldaten, die sich um einen Kochtopf mit Zwiebelsuppe gelagert hatten, oder ein Seesoldat oder gar ein Neger. Da auf ein Mal hörte sie neben sich sagen: „Du Augen schön'."

Aufschauend konnte sich Lena nicht leugnen, daß ihr selbst diese Schmeichelei gegolten habe, sie sah in ein braunes, schmales Gesicht, aus welchem schwarze Augen und blendend weiße Zähne hervor leuchteten und eine elastische muskelstarke Gestalt in der Turkouniform, indeß aus dem Ellbogen der gelb besetzten Jacke das Hemd ungenirt hervorschaute und die Schuhe sehr defect waren. Lena erbebte — das mußte der afrikanische Prinz sein! Erkannte sie ihn an seiner fürstlichen Haltung oder an dem zerfetzten Aermel? Sie wußte es nicht. „Wer bist Du?" fragte sie und suchte ihre Begleiter.

„Mahomed ben Ali nix bös!" versicherte der Andere.

„Afrika?" fragte Lena naiv genug.

„Afrique!" bestätigte mit stolzem Aufwerfen des Kopfes der braune Mann.

Lena war nie für stille, zeugenlose Wohlthaten gewesen, denn „wer es dazu hat, soll ein Beispiel geben!" sagte sie, jetzt aber, als sie zufällig an einer Barackenecke dem Prinzen allein gegenüber stand, fuhr sie mit sicherem Griff in ihre Rocktasche, holte ein leinenes Beutelchen hervor und reichte ihrem orientalischen Bewunderer zwei vollwichtige Ducaten aus demselben.

„Zu einem neuen Wammse!" sagte sie und berührte zu besserem Verständniß die zerrissenen Aermel.

Der Muselmann stieß einen unarticulirten Schrei aus, machte einen kunstgerechten Rundsprung, der damit schloß, daß er die stämmige Bäuerin umfaßte und mit den Worten: „Du schön!" einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen drückte. Lena würde entflohen sein, wenn nicht Mahomed selbst, sofort nach vollbrachter That, wie von der Erde verschlungen, entsprungen wäre, indeß zugleich die kräftige Stimme des Schulzen die vermißte Bäuerin rief. Lena folgte den Männern fügsam wie ein Lamm, wie im Traume saßen sie und der rothe Schirm wieder auf dem Wagen, die Worte der Begleiter tönten aus einem Nebel heraus und dazwischen flüsterte ein fremder Klang: „Du schön!" und sie sah die schwarzen Augen so nahe vor den ihrigen und dann — — nur ein Prinz konnte es wagen, die Bredebeckerbin zu küssen und sie schön zu finden, gewiß nur ein Prinz, aber, wenn er auch gar kein Prinz sein sollte, schön blieb er doch immer und ein so zärtlicher Mann lebte gewiß nicht in ganz Deutschland — niemals war noch, bis heute, von Lena's Augen die Rede gewesen, die dummen Bauernbursche hatten sie doch lange genug gesehen, aber was verstanden die? Lena dachte selbst mitunter, ihre Augen wären doch sehr — blau. Aber Andere hatten das nie bemerkt.

Die Woche nach der Lagerbesichtigung war die gemüthlichste, welche der Bredebeckhof seit der dreizehnjährigen Regierung der jetzigen Bäuerin erlebt hatte. Lena hieß Alles gut oder bemerkte gar nicht einmal, was vorging. Am Donnerstag kam ein kleiner Bube gelaufen, der einen hübschen Weidenkorb trug. Der braune Türke schenkte diese eigne fürstliche Arbeit an Lena, in dem Korbe lag ein Strauß von rothen und weißen Blumen und Knospen, die alle von Kartoffeln geschnitzt waren und an grüne Weidenzweige und Blätter zierlich befestigt. Die Beschenkte nahm die Gabe schweigend und trug dieselbe in ihre Kammer; zu Füßen der großen Wandbettstelle (Koje oder Butze genannt) befand sich eine Borte, auf dieses Brett stellte Lena den erhaltenen Korb, der ganz das Gegentheil seiner Gattung besagte. Als Matthes am Abend jenes Tages bei seiner Verlobten vorsprach, erzählten ihm alle Hausgenossen einzeln und heimlicher Weise, die Bäuerin habe ein Geschenk von einem Türken bekommen und überhaupt sei Lena so ganz anders als sonst. Matthes fand dieses Geschenk durchaus unziemlich, er hatte den Schreck vom letzten Samstag noch nicht ganz verschmerzt, so sagte er: „Wir werden mit Schein jetzt alle reich werden, wenn die lumpigen Franzosen anfangen, uns Schenkungen und Verehrungen zu schicken!“

Lena blickte ihn ernst an und entgegnete: „Wenn Du den Weidenkorb meinst, Matthes, so ist das keine Verehrung, ich hatte mit dem Türken gewettet, gerade so, wie Du es mit der Femi gethan hast und ihr ein Kreuz brachtest; mißdünkt Dich's, wenn zwei miteinander wetten?“

„O nein, gar nicht!“ stotterte Matthes. Er sowohl als der Schwarzkopf saßen hochroth und verlegen da und Niemand wagte eine weitere Frage.

Lena's Dienstleute vermutheten einhellig, die Erstere würde am folgenden Sonntag wieder in das Franzosenlager hinausfahren, Niemand wußte Bestimmtes, aber Alle waren überzeugt, es mußte ihr dort etwas ganz Besonderes begegnet sein. Nur Femi hielt sich über die Gefühle der Bäuerin besser belehrt — Lena war eifersüchtig!

Wir maßen uns so gern ein, wie uns scheint, völlig objectives Urtheil über diejenigen an, deren Thun und Lassen wir überschauen zu können glauben und lernen nicht von der eignen Erfahrung, die uns zeigt, daß der Strom unserer Willenskraft entschiedener und reichlicher aus den verborgenen inneren Quellen gespeist wird, als durch das, was Regen und Sonnenschein äußerlich in sein Bette strömen lassen, oder an seinen Ufern erblühen machen. Sicher ist, daß Lena alle Combinationen dadurch zu nichte machte, daß sie ruhig zu Hause blieb und, wie gewöhnlich, sich nach der Vesper mit ihrem großen, silberbeschlagenen Gebetbuche neben die ehrwürdige Wanduhr setzte, die Augen fest auf die Zeilen geheftet. „Es ist Alles beim Alten!“ sagten die Leute heimlich und enttäuscht, als sie bemerkten, wie sich Lena's Lippen bewegten. War es der englische Gruß, den sie aussprachen —? O nein, es war ein irdischer, sehr irdischer Gruß, sie sagte lautlos, gleichsam in ihr unruhiges Herz hinein: „Du Augen schön!“ Lena erging es nicht wie den Bäumen, die sich biegen und fügen können, wenn der Sturm losbricht, die ganze Wucht eines neuen, unbekannten Gefühls erfaßte sie an der stolz getragenen Krone und sie empfand den Kampf bis in die innersten Lebensfasern. „Sie betet!“ flüsterten die Mägde.

(Schluß folgt.)

Ein Gesetzgeber im Reifrock.

Am 11. August dieses Jahres, 1871, fand in der Irving Hall zu Newyork eine Massenversammlung der Wähler des achten Districts statt, in welcher derjenige Redner, der sich als Candidat für den Congreß präsentirte, in deutscher Sprache sich an das versammelte Volk wandte. Wir bitten das Datum zu beachten; denn was sonst etwa unerklärlich bleiben könnte, wird durch die Hundstage erklärt werden. Dieser jugendliche Congreßcandidat, welcher den Wählern des achten Districts in wohlgesetzter Rede klar machte, daß sie nichts Besseres thun könnten, als ihm die Vertretung ihrer Interessen zu übertragen, war Fräulein Tennie C. Claflin.

Aus der ganzen Art und Weise, wie Fräulein Tennie — sie wird uns verzeihen, wenn wir der Kürze halber uns dieser vertraulichen Anrede bedienen — ihre Wahl betreibt, geht hervor, daß sie die Agitationen zum Mindesten so gut versteht, wie der erfahrenste Wühler männlichen Geschlechts. Sie versteht es meisterlich, sich auf echt amerikanische Weise in Scene zu setzen. Amerikanische Blätter bringen ihr Portrait und einen genauen Bericht „von ihres Lebens Lauf von Jahr zu Jahr, die Schlachten, Stürme, Schicksalswechsel so sie bestand, und ihrer Reisen wundervolle Fahrt“.

Es versteht sich von selbst, daß eine Congreßcandidatin, um in Amerika zu reussiren, nicht das ruhige, stille Leben einer gewöhnlichen Sterblichen geführt haben darf; der Reiz des Außergewöhnlichen ist ja drüben mehr als irgendwo anders der mächtigste Hebel des Erfolgs. Und so wird uns denn erzählt, daß Fräulein Tennie im Jahre 1846 in einem kleinen Flecken des Staates Ohio geboren wurde und die ersten sieben Jahre ihres wechselvollen Lebens stumm blieb; erst mit dem siebenten Jahre erlangte sie angeblich den Gebrauch der Sprache, und sie scheint jetzt darauf bedacht zu sein, nachzuholen, was sie in den ersten sieben Jahren versäumt hat. Mit der Sprache entwickelte sich in ihr das in Deutschland lange nicht genug geschätzte Talent des Mesmerismus, der Hellseherei und magnetischen Wundercuren. Schon in frühester Jugend gab sie sprechende Beweise von der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, und es wird versichert, daß sie durch ihre Prophezeiungen und ihre ärztliche Klopfgeisterpraxis so vortreffliche Geschäfte machte, daß sie als kleines Mädchen für den Unterhalt ihrer ganzen Familie sorgte. Sie betrieb das Geschäft der Wunder bis zu ihrem zwanzigsten Jahre, und als sie ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, ließ sie sich in Newyork nieder, begründete ein Bankierhaus, gab eine Wochenschrift heraus, schrieb zahlreiche Broschüren über die Rechte der Frauen und was damit zusammenhängt, und ist nun endlich auf den Gedanken gerathen, Gesetzgeber im Reifrock zu werden.

Während in unserem philisterhaften Europa über die Frage, ob es richtig und durchführbar sei, die Frauen in die Geheimnisse der Berufswissenschaften einzuweihen, die Debatten noch lange nicht geschlossen sind, sehen wir, wie man in der frischen, fröhlichen neuen Welt ganz gemüthlich über diese Vorfrage hinwegspringt und wie die Frau für sich gleich dasselbe Recht in Anspruch nimmt, welches bisher lediglich dem starken Geschlechte zugestanden worden ist: das Recht durch Rath und That mitzuwirken an den Lebensfragen des Staates, an der Gesetzgebung.

„Versuchen Sie es einmal mit mir,“ sagte Fräulein Tennie, „es kommt nur auf ein Experiment an. Wenn ich Thorheiten begehe, so steht es Ihnen ja immer noch frei, mich heimzusenden.“ Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, wenn dieses Experiment gemacht würde. Man hat es bisher unversucht gelassen, die Wunden des Staates durch Mesmerismus zu heilen; Fräulein Tennie scheint uns ganz die geeignete Persönlichkeit zu sein, um diesen ernsten Versuch zu wagen. Und man denke sich, welchen vortrefflichen Einfluß die Hineinziehung des weiblichen Elements auf den ganzen Congreß ausüben würde. Die sich bisweilen bis zur Brutalität steigernde Derbheit in den Reden einiger Congreßmitglieder würde ohne Zweifel durch die Rücksicht auf die weiblichen Collegen völlig schwinden, die Parlamentsreden würden einen Zusatz von chevaleresker Galanterie erhalten, den wir bis jetzt vergeblich in ihnen suchen, die schroffen Gegensätze würden gemildert werden und die weiblichen Congreßmitglieder ohne Zweifel eine mächtige Partei der Vermittelung und Versöhnung bilden. Es ist kaum begreiflich, daß die Gesetzgebung sich bis jetzt ohne alle weibliche Mitwirkung hat behelfen können, daß die Männer allein über den Staatshaushalt berathen haben, der doch schon dem Namen nach zum weiblichen Ressort gehört, daß diese allein beschließen über die Höhe des Kriegsbudgets, über Jagdgesetze und tausend andere Dinge, die mit dem Wesen der Frauen auf das Innigste verknüpft sind. Fräulein Tennie sagt sich:

„Besonders lernt die Völker führen,
Es ist ihr ewig Weh! und Ach!
So tausendfach
Aus einem Puncte zu curiren.“

Und dieser eine Punct ist die Betheiligung „des ewig Weiblichen, das uns hinanzieht“, an den gesetzgeberischen Arbeiten des Staates. Sie verspricht ihren Wählern, mannhaft einzutreten für die Aufrechterhaltung der individuellen Freiheit. Ja sie verspricht noch mehr; und da sie sich an deutsche Wähler wendet und als feine Beobachterin die eigenthümliche Vorliebe der Deutschen für ihr nationales Getränk kennt, ruft sie mit Begeisterung aus: „Wenn Sie mich in den Congreß wählen, so werde ich dafür wirken, daß es Ihnen gut gehen soll. Sie müssen das Recht haben, Ihre Erholung zu suchen, wo Sie sie finden und Ihr Glas Bier in Ruhe und Frieden zu trinken!“ Wenn das nicht wirkt, dann wären die Deutschamerikaner ganz verhärtete Menschen. Ein besseres Argument für die active und passive Wählbarkeit der Frau als dieses möchte schwer aufzufinden sein: Wählt mich und Ihr könnt Euer Glas Bier trinken! Heißt das nicht mit anderen Worten: „Aus diesem einen Satz mögt Ihr ersehen, ein wie tiefinniges Verständniß ich, Weib, für die Bedürfnisse und Freuden des Mannes besitze? Ich bin frei von allen Vorurtheilen, wählt mich — des Spaßes halber.“ Die männlichen Gegencandidaten des Fräulein Tennie werden große Schwierigkeit haben, dem Schlagwort: Tennie's Wahl verschafft uns unser Glas Bier in Ruhe und Frieden, ein gleich wirksames entgegenzustellen.

P. L.

Eine Zauberin im Dienste der Frauenhand.

Welch eine Zauberin
Muß das nicht sein,
Die das Zwiespältige
Bringt zum Verein!
Rückert.

Ja, sie ist eine Zauberin, eine mächtige, wunderthätige! In glänzender Rüstung, das Haupt von goldigem Glanze umstrahlt, verfolgt sie lautlos ihre Segensbahn, mit leisem Auf- und Niederschweben die fremdesten Elemente zusammenfügend zu festem, innigem Verein. An dünnen Fäden lenkt sie der Menschheit Fortschritt und Cultur, mit ihnen schafft sie unsterbliche Wunderwerke, die, bald in stolzer Schönheit prangend, schnell vergehen, bald zart und duftig wie Spinngewebe, Jahrhunderte überdauern.

Unsere Zauberin, so mächtig und wunderbar, ist in treuer Dienstbarkeit einer anmuthigeren Herrin unterthan; und während diese, es ist die Frauenhand, mit sanftem Finger ihr die Wege weist, lohnt sie dem Frauenherzen deren Mühe. Oder gäb' es ein Frauenherz, das ihre wohlthätige Wunderkraft noch nicht erfahren hätte, gäbe es eines, welches nicht schon hoch und freudig geschlagen hätte bei einem Liebeswerke, das unsere Zauberin vollenden half, das nicht seinen Kummer vergessen hätte, während es ihr sinnend folgte auf ihrem emsigen Schaffensgang?

Gewiß, meine Leserinnen kennen und lieben sie alle, diese Zauberin, und haben es längst errathen, daß sie im gewöhnlichen Leben eine Nähnadel, nur eine Nähnadel heißt.

Es ist eine merkwürdige Erfahrung, daß wir uns den Werth solcher Dinge, die uns ganz unentbehrlich, die uns eigenstes Lebensbedürfniß sind, selten oder nie zum Bewußtsein bringen. „Nur eine Nähnadel“, sagen wir, wenn solche treue Gehilfin unter der ihr zugemutheten übermäßigen Anstrengung zerbricht, „nur eine Nähnadel“, denken wir, wenn wir sie zur Erde fallen und verschwinden sehen. Und doch, welch' eine „gute Wehr' und Waffe“ gegen Sorge und Schmerz, welch' eine Macht ist so eine winzige zerbrechliche Nähnadel in der Frauenhand. Sie ist es, welche alle frohen Ueberraschungen, alle Freuden und Liebeswerke ausführen hilft, sie ist es, welche sogar die Schrecken des Krieges mildert, indem sie Linderung für die Wunden schafft, die ihre böse Stiefschwester, die Zündnadel, veranlaßt hat. Und — ohne die Nähnadel gäbe es auch keine Toilettenfragen, gäbe es — keine Mode in der Welt!

Welche Consequenzen! Die Phantasie meiner Leserinnen mag dieselben weiter verfolgen. Ich will inzwischen den Werth der Nähnadel noch nach einer andern Seite hin beleuchten, indem ich in aller Kürze ihre Geschichte, das ist, die Art ihres Werdens und die etwa 80 verschiedenen Operationen schildere, welche sie bis zu ihrer Vollkommenheit durchzumachen hat.

Die ältesten Nadeln haben die Völker unmittelbar aus der großen Werkstatt der Natur bezogen; es waren spitzige Dornen oder Fischgräten, mittelst welcher sie Löcher in ihre Thierfelle oder Stoffe bohrten, um den Faden dann mühsam nachzuschieben. Die alten Culturvölker aber müssen bereits künstliche Nadeln gekannt und gebraucht haben, wie aus dem testamentarischen Bilde von Kameel und Nadelöhr und aus dem damals bereits herrschenden Luxus der Kleidung zu schließen ist. Bei den Römern wurde nicht nur genäht, sondern auch gestickt, „mit der Nadel gemalt“, wie es in alten Berichten heißt; es müssen ihnen hierzu also Instrumente von besonderer Feinheit zur Hand gewesen sein. Nach den Proben zu urtheilen, welche mit den Ueberresten etruscischer, griechischer und altrömischer Cultur auf uns gekommen sind, bestanden diese Nadeln aus spitzen Metallstiften, deren stärkeres Ende zu einem Oehr umgebogen war. Diese Stifte mußten einzeln durch Hämmern, Feilen und Schleifen zur Vollendung gebracht werden und es ist anzunehmen, daß eine einzige Nähnadel jener Zeit in nicht geringerem Preise stand, als die beste Nähmaschine unserer Tage. Uebrigens hat die Fabrication der Nähnadel lange Zeit darniedergelegen, erst in den letzten Jahrhunderten gelangte sie wieder zur Blüthe, und zwar besonders in Deutschland und England.

Das Material der Nähnadel ist meistens Stahldraht; für geringere oder starke Sorten wird auch Eisendraht verbraucht, der die Bearbeitung nach und nach in Stahl verwandelt. Die erste Arbeit ist das Zerschneiden des Drahtes in gleichmäßig lange Stücke; dasselbe wird mit mathematischer Genauigkeit von selbstthätigen Maschinen ausgeführt, welche per Stunde 40,000 Schaft zu 80,000 Stück Nadeln liefern. Nachdem die Schafte geglüht und zwischen zwei Stahlplatten gerade gerichtet sind, erfolgt das Anspitzen derselben an beiden Enden. Diese Arbeit wurde früher an großen, durch Maschinenriemen in Umlauf gesetzten Sandsteinen von Schleifern besorgt und forderte nicht nur eine besondere Geschicklichkeit, sondern in kurzer Zeit auch Gesundheit und Leben, da der feine Stein- und Metallstaub die Lungen verletzte. Später erfand man Maschinen zum Anschleifen der Spitzen, in neuester Zeit aber hat die Wissenschaft das günstigste Verfahren gelehrt, nämlich die Zuspitzung durch elektrischen Strom. Die angespitzten Drahtstückchen werden nun in ihrer Mitte durchschnitten und an ihrem stumpfen Ende für das zu erhaltende Oehr gepflöckt, das heißt breitgeschlagen, was aus freier Hand geschieht. Da sie durch diesen Schlag aber zuviel Härte erhalten, so müssen sie hernach wieder geglüht und langsam abgekühlt werden. Das Einschlagen und Durchstechen des Oehrs ist eine äußerst subtile Arbeit; sie wird mit Hilfe einer Durchstechmaschine von Frauen- oder Kinderhänden ausgeführt, die es darin zu einer erstaunlichen Geschicklichkeit bringen und sich häufig damit amüsiren, durch das feinste Menschenhaar ein solches Oehr zu schlagen und das andere Ende hineinzufädeln.

Obgleich die soweit gediehene Nadel nun bereits Gestalt und Haltung gewonnen hat, ist sie dennoch ein rauhes, schmutziges und culturbedürftiges Ding. Sie kommt nun zunächst mit mehreren Hundert ihrer Schwestern auf die Feilmaschine, welche sie von den größten Rauhheiten befreit, von da in den Härteofen. Vor und nach jeder der einzelnen Operationen wird zur besseren Handhabung stets eine Masse von Nadeln in flache blecherne Mulden gethan und in diesen so lange hin und her geschüttelt, bis sämmtliche Nadeln in paralleler Richtung nebeneinander liegen. Rothglühend aus dem Härteofen wirft man sie mit streuender Bewegung in kaltes Wasser. Da sie aber hierdurch zu spröde werden, muß man sie, nachdem sie getrocknet sind, wieder etwas ablassen, was durch langsames Erhitzen mit Fett oder durch Sieden in Oel geschieht. Die besten Nadeln, welche einen gewissen Grad von Elasticität erhalten sollen, werden in Fischthran gesotten. Durch das Härten haben sich viele Nadeln krumm gezogen; sie werden deshalb von einem eigens damit betrauten Arbeiter einzeln zwischen den Fingern geprüft und die leichten Verbiegungen mittelst kleinem Hammer und Amboß ausgeglichen.

Es folgt nun noch die langwierigste und mühsamste Operation, das Scheuern und Poliren der Nadeln. Hierzu werden sie in großen Massen auf einer starken Leinwand mit dazwischen gestreuten kleinen Kalksteinen oder grobem Sand aufgeschichtet, mit Rüb- oder Leinöl durchfeuchtet und in rollenförmigen Ballen fest zusammengeschnürt. Etwa 20 bis 30 solcher Ballen, von denen jeder eine halbe Million Nadeln enthält, kommen zusammen in die Scheuermühle, wo sie 10 bis 12 Stunden lang unter schweren Walzen gerollt werden. Nachdem die Nadeln durch beständiges Umdrehen in einer mit Sägespähnen gefüllten Trommel von den schmutzigen Bestandtheilen befreit und in einer Gebläsemaschine vollends gereinigt sind, wird das eben beschriebene Verfahren noch 8- bis 10mal an ihnen wiederholt, nur mit dem Unterschiede, daß man die letzten Male anstatt Steine und Sand, Kleie und Zinnasche in Anwendung bringt und die Zeit des Rollens abkürzt. Dieser Scheuerproceß dauert sonach mit einer und derselben Quantität Nadeln ungefähr acht Tage. Die gewöhnlichen Sorten sind hiernach zur Verpackung fertig, die feineren Sorten aber erfahren noch mancherlei Bearbeitung, die auf ihre Verschönerung zielen. Sie erhalten auf ledernen Walzen unter Anwendung pulverigter Mittel die feinste Politur, auch werden Spitzen und Oehre nochmals nachgeschliffen, die Oehre endlich mit einem blauen Anlauf versehen oder galvanisch vergoldet.

Wer wollte noch zweifeln, daß nach solchem Werdensproceß die Nähnadel würdig ist, eine wohlthätige Zauberin zu heißen im Dienste der Frauenhand, eine treue Gehilfin der edelsten Herrin. Feiern sie als solche doch auch die Dichter in unsterblichen Versen. Selbst unser Altmeister Goethe erwähnt ihrer in jenen herrlichen Worten, mit denen er die Tugenden des Weibes preist:

„Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in Andern!

***

Aus dem Leben der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Von allen Tugenden einer edlen Frau steht die der selbstsuchtlosen und werkthätigen Liebe obenan. Wir haben früher schon in diesen Blättern*) den rauhen Lebensweg der fürstlichen Dulderin, die zu den edelsten Erscheinungen des Mittelalters gehört, in seinen äußern Umrissen geschildert. Der finstere Mönchsgeist, dessen Einfluß ihren Leib vorzeitig zerstörte, die harten Bußübungen, die ihr unmenschlicher Seelsorger, Konrad von Marburg, ihr auferlegte, erscheinen freilich im Lichte einer späteren Zeit nur als ein Irrthum in der Auffassung idealer Lebenszwecke. Allein so wenig Werth wir auch den äußerlichen Pönitenzen des Mittel-

*) Nr. 8. 15. April 1869.

alters beilegen, die nur zu oft, wie uns das Treiben der Geisler zeigt, mit allen Ausschweifungen wohl verträglich waren — bei Elisabeth gingen sie Hand in Hand mit einer inneren Heiligung. Wenn es ein Irrthum war, so war es jedenfalls der einer frommen und großen Seele. Die Cardinaltugenden des Christenthums, Demuth und Liebe waren in ihr verkörpert, und ihr gesammtes Leben war nur ein Ausdruck derselben.

Als sie einst zu einigen geistlichen Brüdern kam, die das Gelübde der Armuth abgelegt hatten, und in der Kirche derselben mehrere geschnitzte und kostbar vergoldete Heiligenbilder erblickte, sprach sie zu ihren Begleitern: „Das Geld, das ihr an diese Bilder gewendet habt, hättet ihr weit nützlicher zur Nahrung des Leibes anwenden können; die Wahrheit aber, die durch diese Bilder vorgestellt werden soll, hättet ihr lieber in euerm Herzen tragen sollen."

Nichts bezeichnet besser den echten Liebesgeist der Fürstin, die, abhold jedem äußern Prunk, nur darauf dachte, inmitten so viel Elends Armen und Kranken Hilfe zu bringen. Dies wurde je länger je mehr die Aufgabe ihres Lebens. Wir sehen sie auf der beifolgenden Zeichnung in dieser Weise dem Bedürfniß ihres frommen und wohlthätigen Sinnes folgen.

Noch bei Lebzeiten ihres Gemahls hatte sie, zu einer Zeit, wo in Deutschland und ganz besonders in Thüringen in Folge von Hungersnoth und epidemischen Krankheiten das äußerste Elend herrschte, durch Speisung der Armen, Austheilung von Geschenken, Stiftung von Hospitälern reichliche Hilfe gebracht. Einmal verkaufte sie so viel Aecker, Dörfer, Höfe und kleinere Städte, daß sie nicht weniger als 64,000 Goldgulden daraus löste — eine nach damaligem Geldwerth sehr beträchtliche Summe — die dann an einem Tage an die Armen vertheilt wurden. In Marburg, wo sie als Wittwe nach der Aussöhnung mit ihrem Schwager Heinrich ihren letzten Aufenthalt nahm, setzte sie mit aller Strenge der Selbstentsagung und unter Hingabe ihrer gesammten Einkünfte die Werke der Barmherzigkeit fort, pflegte die Kranken, sogar die Aussätzigen, und verrichtete die niedrigsten Dienste.

Die allzugroßen Anstrengungen und die zu kärgliche Nahrung führten den zarten Körper Elisabeth's einer frühen Auflösung entgegen. Sie starb im 24. Lebensjahre nach einem vierzehntägigen Krankenlager in dem von ihr selbst errichteten Hospitale.

Auf ihrem Sterbebette hörte sie, so erzählt ein Chronist, einen ungemein süßen Gesang, den auch ihre Wärterin vernahm. Diese sagte zu ihr: „Ach, liebe Frau, wie süß habt Ihr gesungen!" „Wie?" fragte Elisabeth, „hast Du auch etwas gehört?" „Ja wohl," war ihre Antwort. „Ich sage Dir," fuhr Elisabeth fort, „daß zwischen mir und der Wand ein schöner Vogel gesessen, der eine ganze Weile so süß gesungen hat, daß sich mein Herz erfreute, und der mir's geoffenbaret, daß ich am dritten Tage sterben soll."

Vor ihrem Ende nahm die Fürstin noch rührenden Abschied von ihren Dienerinnen, ermahnte sie zur Frömmigkeit und vermachte, indem sie sich nur ein geringes Kleid zum Begräbniß vorbehielt, ihr gesammtes Vermögen den Armen. Sie entschlief leicht und sanft. Elisabeth's jüngste Tochter Gertrud, welche damals, etwa vier Jahre alt, sich zu Aldenberg in einem Nonnenkloster befand, soll zu der Zeit, wo Elisabeth in Marburg verschied, plötzlich zu ihrer Umgebung gesagt haben: „Ich höre das Todtenglöcklein zu Marburg tönen und in diesem Augenblick wird meine liebe Frau Mutter verschieden sein."

Schon zwei Tage nach ihrer Bestattung nahmen die vermeintlichen Wunder, die vermittelst ihrer Gebeine verrichtet wurden, den Anfang. Vier Jahre später (1235) erfolgte die feierliche Heiligsprechung Elisabeth's durch den Pabst Gregor IX.

Die Sage, oder in diesem Falle noch richtiger die Liebe des Volkes, hat das Andenken Elisabeth's mit einer Reihe lieblicher Legenden geschmückt, die, Wahrheit und Dichtung mischend, ihr frommes Wohlthun verherrlichen. Wir lassen einige derselben folgen. Sie zeigen uns, wie sich das Wirken einer hohen und reinen Seele, wenn auch in Phantasiegebilden, von Herz zu Herzen fortpflanzt. So im Gedächtniß der Nachwelt zu leben, darf als die rechte Heiligsprechung gelten.

Die bekannteste jener Legenden sind „die Rosen der heiligen Elisabeth". Zur Zeit der großen Hungersnoth in Thüringen, als sich die Armen von Wurzeln und Kräutern nähren mußten und selbst das Fleisch gefallner Thiere nicht verschmähten, ließ Elisabeth Tag und Nacht auf der Wartburg mahlen und das Brod den Hungrigen hinunter tragen. Viele Hunderte speiste sie täglich an ihrer Tafel, vertheilte Almosen und gönnte sich keine Ruhe, um nur in aller Weise das furchtbare Elend zu lindern. Ihre große Barmherzigkeit fand aber doch bei manchem Engherzigen Anstoß, der die Fürstin bei ihrem Gemahl der Verschwendung anklagte. Als sie nun einmal von der Burg nach jener Stelle, „die Armeruh" genannt, hinabging, wo sie den Armen und Kranken ihre Gaben auszutheilen pflegte, und sie und ihre Dienerin Körbe voll Fleisch, Brod und Eiern unter den Mänteln trugen, trat ihnen plötzlich der Landgraf in den Weg und fragte vielleicht etwas unsanft: „Ei, was traget ihr? Laßt doch sehen!" Bei diesen Worten deckte er den Mantel Elisabeth's auf und erblickte den ganzen Korb voll — duftiger Rosen. Nach einer andern Lesart hätte die überraschte und erschrockene Elisabeth „Rosen" geantwortet und ihr Wort sei sogleich zur Wahrheit geworden. Ein großes Bild in der Wartburgcapelle hat diese Begegnung des Landgrafen mit seiner Gemahlin dargestellt. Dem Charakter des Erstern tritt die Legende jedenfalls zu nahe. Denn bekanntlich erwiederte Ludwig auf die Beschwerden seines Hausmarschalls und seiner Cassenbeamten über die großen Ausgaben der Fürstin: „Lasset meine liebe Elisabeth den armen Menschen Gutes thun; was sie um Gottes willen der Armuth zu Gute thut, da sage Niemand was dawider; wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Naumburg nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden."

Als Elisabeth einst zur Pfingstzeit die Kirche in Eisenach besuchte, und sie den Dürftigen, die am Portal ihrer warteten, bereits Alles, was sie bei sich führte, ausgetheilt hatte, drängte sich flehend noch ein alter halbblinder Mann, der nichts empfangen, bis in die Kirche nach. Da zog Elisabeth einen ihrer kostbaren Handschuhe aus und gab ihn dem Bettler. Sofort tauschte ein Ritter, der zugegen war, den Handschuh gegen eine Summe Geldes sich ein und befestigte ihn an seinem Helm. Als er nun bald darauf zum Kampf in das heilige Land zog, erwies sich dieser Handschuh als schützender Talisman, so daß er unversehrt in seine Heimath zurückkehrte.

Bei der Hochzeit ihrer Schwägerin Agnes, die auf der Wartburg gefeiert wurde, hatte Elisabeth kurz vorher, eh' man zur Tafel ging, einem gebrechlichen halbnackenden Manne ihren seidenen Mantel geschenkt, und als der Landgraf sie danach fragte — denn damals war es üblich, daß sich die Frauen und Jungfrauen in leichten Mänteln zu Tisch setzten —, entgegnete sie verwirrt und erschrocken, er hänge in ihrer Kammer. Und wie die Speisen sich in Rosen verwandelten, ward ihre Aussage auch diesmal wunderbar bestätigt; denn eine Dienerin, welche den Mantel holen sollte, fand ihn wie sonst in der Kleiderkammer hängen. Der Bettler aber war verschwunden, ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte.

Ein reicher Wunderschauplatz waren Elisabeth's Brunnen und Garten, in deren Nähe sie unterhalb der Wartburg nach Eisenach zu ein Armen- und Krankenhaus errichtet hatte. Wenn sie in Eisenach für ihr Hospital Töpfe, Krüge und Gläser gekauft hatte und etwa ein ungeschickter Kärrner auf dem steilen Wege dahin den Karren umwarf, so daß die zerbrechliche Waare gegen die Felswand geschleudert wurde, zerbrach doch kein einziges Stück. Aus dem Felsquell des Elisabethbrunnens schöpfte sie Fische für ihre Kranken, und auch der Dienerin gelang dies, die sie in festem Glauben dazu absandte. Sie betete mit einem Blinden, der sehend wurde, und heilte einen Gichtbrüchigen, der zugleich taub und stumm war. Wenn sie beim Regen ihr Gebet unter freiem Himmel verrichtete, blieb ihr Gewand trocken.

Man kann jedoch die zahlreichen Wunder, welche der Glaube des Mittelalters der Heiliggesprochenen beilegte, getrost hinwegstreichen. Das Eine, das uns bleibt, die opferfreudige Liebe, mit der die Fürstin ihr Leben an die Armuth und das Elend der Menschen dahin gab, diese menschlich rührende Liebe, ein fürstlich Kleinod jeder Zeit, reicht hin, uns ihr Andenken verehrungswürdig zu machen.

Hermann Kletke.

Elisabeth von Thüringen und die Bettler. Originalzeichnung von Otto Knille.

Das Capital.

In der Sprache des gewöhnlichen Lebens versteht man unter Capital fast immer nur das Geld und die zinstragenden Werthpapiere. Das Geld ist nun allerdings auch Capital, allein das Capital ist nicht nothwendigerweise Geld. Letzteres ist vielmehr nur das allgemeine Umlaufsmittel, welches dazu bestimmt ist, den Tauschverkehr, den Umlauf und Umsatz der Producte, Arbeitserzeugnisse und Dienstleistungen zu vermitteln. Es ist allerdings ein wichtiges Glied in dem Leben der menschlichen Gesellschaft. Denn wie sich ein geistvoller Schriftsteller ausdrückt, es ist für diese dasselbe, was das Brennmaterial für die Locomotive und die Nahrung für den Menschen ist. Das Geld ist todtes Capital; es wirkt erst, wenn es ausgegeben und in Umlauf gesetzt wird.

Die Wissenschaft verbindet mit den Wort „Capital" daher einen viel weiteren Begriff und bezeichnet damit alle diejenigen Güter, welche nicht zum persönlichen Genuß verwendet und consumirt werden, sondern zur ferneren Production dienen und eine Nutzung, einen Ertrag liefern. Man darf sich indeß die Capitaleigenschaft nicht als eine selbstständige Eigenschaft gewisser Güter denken, sondern ein Gut erlangt erst dann den Charakter eines Capitals, sobald sein Besitzer es unternimmt, es aufzusparen und es zur Wiedererzeugung gleich hoher oder höherer Werthe, zur Herstellung von Gütern und Erzeugnissen, zur Erwerbung von Dienstleistungen 2c. zu verwenden. Das Capital ist somit wesentlich reproductiver Natur. Allein sobald es zur Erzeugung neuer Güter benutzt wird, verbindet es sich bald vollständig oder wenigstens vorwiegend mit diesen neuen Gütern in einer unzertrennlichen Weise, bald aber geht es seinem Gesammtwerth, seinem vollen Umfang nach keineswegs in die neuen Güter über, sondern nur hinsichtlich der Nutzung, des Ertrags der Capitalien ist dies der Fall.

Es gibt daher zwei Classen von Capitalien. Zur ersten Classe gehören die Rohstoffe, welche weiter verarbeitet, ein neues Product geben, die Hilfsstoffe, welche, wie Holz und Kohlen, zur Hervorbringung anderer Producte verbraucht werden müssen, die Nahrungs- und Lebensmittel der Arbeiter, welche diese während ihrer Arbeitsthätigkeit consumiren, der Arbeitslohn, der ihnen zu diesem Zwecke ausgezahlt werden muß. Bei der zweiten Classe von Capitalien bleibt deren Substanz entweder völlig unverändert oder ist wenigstens nur einer längeren Abnutzung unterworfen; sie bilden die dauernde Grundlage von Nutzungen, Erträgnissen; letztere allein werden zu neuer Production oder auch zur Consumtion verwendet. Es gehören unter diese Classe die Grundstücke, die Wohngebäude, die zur Production dienenden Werkzeuge, Geräthe und Maschinen, einschließlich der Arbeitsthiere; ja die menschliche Arbeitskraft ist selbst als ein solches Capital zu betrachten. Baco's Ausspruch, daß Wissenschaft Kraft sei, ist sowohl im physischen als moralischen Sinne wahr. Zu der zweiten Classe von Capitalien gehören, vom Standpunct der Einzelwirthschaft betrachtet, endlich auch die Güter, welche deren Eigenthümer einem Anderen gegen eine Vergütung zur Benutzung überläßt, wie z. B. die Darlehns- und Creditbewilligungen, die vermietheten Gegenstände.

Der Unterschied, der sich bei der Betrachtung dieser beiden Classen von Capitalien herausstellt, fällt im Wesentlichen mit der so häufig angewendeten Unterscheidung von stehendem und umlaufendem Capital, Anlage- und Betriebscapital zusammen, eine Unterscheidung, welche in vielen wirthschaftlichen Beziehungen von großer Bedeutung ist. Ein zu dauernder Anlage verwendetes Capital ersetzt sich nur allmählich, kann aus dem Engagement nicht leicht und schnell wieder herausgezogen werden; das umlaufende Capital, welches namentlich im Creditverkehr eine so wichtige Rolle spielt, muß in das Geschäft alsbald wieder zurückfließen, muß in kurzen Fristen, oft mehrmals innerhalb eines Jahres umgesetzt, und so stets flüssig gehalten werden. Verschiedene Arbeitszweige bedürfen ein großes stehendes Capital, wie z. B. die Landwirthschaft, während andere, wie der Handel, auf das Vorhandensein eines bedeutenden umlaufenden Capitals, an Geräthen, Hilfsstoffen, absatzfähigen Waarenvorräthen, Unterhaltsmitteln der Arbeiter angewiesen sind. In der Regel bedarf jedes stehende Capital auch eines umlaufenden zu seiner Befruchtung, und um überhaupt eine Nutzung abzuwerfen und in dauernder Thätigkeit erhalten zu werden. Viele Fabriken haben oft ein ebenso großes Betriebs- als Anlagecapital nöthig; die Creditnoth, die schlimme Lage der Grundbesitzer entspringt zum guten Theil dem Mangel an Betriebscapital.

Nicht mit Unrecht hat man das Capital als die „aufgespeicherte Arbeit", die „Arbeit von Gestern" bezeichnet. Capital, Arbeit und Credit stellen in der That die vergangene, gegenwärtige und zukünftige Gewerbsthätigkeit dar. Im volkswirthschaftlichen Sinn, für die Gesammtheit der Nation ist die Arbeit die Hauptquelle der Capitalsbildung, obwohl auf letztere theilweise auch technische Erfindungen oder wie Roscher hervorhebt, Culturfortschritte von großem Einfluß sind.

Außer durch unmittelbar productive Arbeit kann sich das Capital eines Volks nur noch durch den auswärtigen Handel vermehren. Der Handel beruht auf der Ortsveränderung, der Raumversetzung, den Transport; er ist das Bindeglied zwischen Producenten und Consumenten. Die Nützlichkeit und der Tauschwerth eines Products hängt nicht blos von seinem Dasein im Allgemeinen, sondern davon ab, daß es sich an einer bestimmten räumlichen Stelle, in der Nähe der Consumtionsbedürftigen oder Kaufliebhaber befindet. Das Eis hat am Nordpol keinen Werth, wohl aber das Eis, welches von dort in großen Quantitäten nach den Tropengegenden transportirt wird. Schon der Transport für sich allein bewirkt sonach in sehr vielen Fällen eine Erhöhung des Werths der Güter; der auswärtige Handel vermehrt daher das Capital des Volks; der fortwährend wachsende Nationalreichthum Englands erklärt sich vorzugsweise aus der umfangreichen, durch die natürliche Lage des Landes begünstigten Handelsthätigkeit seiner Bevölkerung. Betrachten wir freilich die Capitalsbildung nicht vom volkswirthschaftlichen, sondern vom rein individuellen, privatwirthschaftlichen Standpunct, so kann sie auch auf andere Weise als durch Arbeit oder Tauschhandel, z. B. durch Kauf, Credit, Erbschaft, Schenkung, Abtretung, mithin durch alle Umstände erfolgen, welche eine Uebertragung von Capital von einer Person auf die andere bewirken, wobei indeß eine Vermehrung des gesammten Nationalcapitals keineswegs eine nothwendige Folge ist.

Ohne Capital ist weder eine Entwickelung der Erwerbsthätigkeit eines Volks, noch eine progressive Steigerung der Production möglich. Je mehr in einem Volk das Capital wächst, desto mehr nimmt auch die Gesammtproduction zu. Mit seiner Hilfe lassen sich erst eine Menge von Unternehmungen ausführen, eine große Anzahl von Gütern erzeugen. Bei vielen Productions- und Industriezweigen erspart es menschliche Arbeit und macht eine bessere, bequemere und schnellere Verrichtung von Arbeit möglich. Die vermehrte Capitalsansammlung und Production hat in anderen Richtungen auch eine Vermehrung der Gesammtnachfrage und des Begehrs nach Arbeit zur Folge. Daraus erklärt sich die Thatsache, daß nach der Einführung der Maschinen den Arbeitern nicht Verdienst entzogen wurde, keine Brotlosigkeit eintrat. Im Jahr 1762, also vor Einführung des eigentlichen Maschinenwesens, zählte England vier Millionen Arbeiter, im Jahr 1807 dagegen waren sechs Millionen Hand- und Lohnarbeiter bei den Maschinen beschäftigt, obwohl die Bevölkerung in der nämlichen Zeit nur um drei Millionen zugenommen hatte. Vermindert sich in einer Nation das Nationalcapital, z. B. durch Kriege, Handelskrisen 2c., so geräth vorzugsweise die ärmere, große Volksmasse in Noth und Elend, und der Arbeitslohn sinkt.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß in allen Gewerbszweigen neben dem stehenden ein umlaufendes Capital unentbehrlich ist, wenn schon die Größe des letzteren je nach der eigenthümlichen Natur der Gewerbszweige ene verschiedene ist. Von großer Wichtigkeit für die Zunahme der Production und des Volkswohlstandes aber ist es, daß, obschon alles Capital zuerst als umlaufendes, disponibles entsteht, es doch vorzugsweise in stehendes Capital umgewandelt, zu dauernden, ertragsfähigen Anlagen verwendet wird, denn nur auf diese Weise vermehren sich alljährlich die Capitalerträgnisse, die Production und die Gütermenge und wird es möglich, daß ein Theil des erlangten Ueberschusses wieder zu einem größeren Gütergenuß abgegeben werden kann, während sich der andere Theil wieder zur Unterstützung der Production verwenden läßt. Wo viel stehendes Capital existirt, begegnen wir allenthalben hohen wirthschaftlichen Culturzuständen, wie England mit seinem Reichthum an Maschinen, Schiffen, Eisenbahnen, Canälen, Bewässerungen 2c. zeigt. Jemehr die Cultur steigt, destomehr wird ein Theil des umlaufenden, disponibeln Capitals nicht nur zur Erzeugung materieller Güter sondern auch zur Herstellung immaterieller Güter, zu geistigen, geselligen und Bildungszwecken verwendet.

Die Capitalbildung geht am schnellsten da vor sich, wo der Capitalgewinn am größten ist. Ist indeß das Capital so mächtig angewachsen, wie in England, so sinkt zwar dieser Gewinn, der Zinsfuß, allein der Gesammtertrag der Capitalien entschädigt dafür wieder für den niedrigen Zinssatz. Sehr hoch ist der Zinsfuß in allen den Anlagen, die mit einem großen Risico verbunden sind, oder in den Ländern, wo, wie im Orient, unsichere Rechtszustände herrschen, denn die Capitalansammlung setzt überall geordnete Rechtszustände voraus. Andererseits bedarf das Capital, geradeso wie die Arbeit, der Freiheit. Die Freiheit gehört heute zum Wesen der Industrie. Nur wenn ein Jeder sich unbeschränkt die freie Verwerthung seiner persönlichen Kraft wie seines Capitals aussuchen kann, wenn ein Jeder der Herr seiner Geschicke ist, wird er sich auch bemühen, die vortheilhafteste Art und Weise ausfindig zu machen, in welcher er sein Capital und seine Arbeit verwenden kann. Alle Bevormundung, alle künstliche Leitung des Capitals in bestimmte Canäle, haben ausschließlich die Wirkung, daß das Capital und die Arbeit minder productiv sind, als wenn ihnen die volle Freiheit der Bewegung gewährt wird.

Bernhard Miller.

Ein Lied aus dem Jahre 1869.

Ich stand auf hohem Berge
Und schaut' hinab ins Thal,
Drei Vögel sah ich fliegen
Im rothen Abendstrahl.

Was bringst du, schwarzer Rabe?
Du kommst aus Wälschland her —
Ich sah einen greisen Fischer,
Der warf sein Netz ins Meer.

Er warf's mit stolzen Sinnen,
Des reichen Fangs gewiß,
Da ging im Grund ein Brausen,
Das riesige Netz zerriß.

Was bringst du, grauer Habicht?
Du fliegst vom Seinestrand —
Ich sah einen kranken Leuen,
Der sich in Aengsten wand:

„Weh mir, es wankt der Boden
Und ich bin alt und siech!
Was wähl' ich, mich zu retten,
Freiheit oder Krieg?"

Was bringst du, weiße Taube?
Du schwingst dich auf am Main —
Ein schwarzes Wetter sah ich
Vergehn in Sonnenschein.

Ein Regenbogen wölbte
Sich glorreich über'm Strom
Und wachsend aus den Trümmern
Stieg auf der Kaiserdom.

Travemünde im September 1869.

Emanuel Geibel.

Moderne Krankheiten.

Was ist Krankheit? Der Arzt wird gelehrte Definitionen auf unsere Frage bereit haben; unserem Laienverstand bedeutet Krankheit etwa — die gefährliche Frucht vom Baume der Erkenntniß.

Im Paradiese der Gesundheit sehen wir hellen Auges in die Welt und sind uns des vermittelnden Organs kaum bewußt. Wir athmen in vollen Zügen die reine Luft, ohne daran zu denken, von welchem complicirten Mechanismus diese einfache Lebensthätigkeit abhängt. Der Aermste selbst schwelgt im Genusse des Daseins, so lange er nur noch im Paradiese der Gesundheit weilt. Krankheit bricht den Zauber. Jetzt, mit getrübtem Blick, mit beklommenem Athem, in der Schlaflosigkeit banger Nächte, jetzt hast du vom Baume der Erkenntniß gegessen und weißt mehr von dir, als dir lieb ist.

Plaudern wir einmal über die liebenswürdigste, die verlockendste Modekrankheit, die uns Alle wohl einmal mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen hat, über die herrschende — Reisewuth.

Gewiß hat sie auch sonst schon sporadisch in der Welt geherrscht und Einzelne, wie ganze Stände befallen. Mit der gefährlichen Schnelligkeit des Dampfes hat sie sich aber vor unseren Augen zu einer wahrhaften Epidemie entwickelt, die keinen Stand, kein Geschlecht, kein Alter verschont.

Es liegt in der That etwas Tragikomisches in dieser modernen Reisewuth, zumal wenn sich mit ihr noch die fixe Idee verbindet, man müsse die Fesseln der Cultur abschütteln, die Sammelpuncte der civilisirten Welt fliehen und primitive Zustände aufsuchen. „Alles Ursprüngliche ist sauer," sagt bekanntlich Münchhausen und deducirt daraus tiefsinnig die Beschaffenheit der dicken Milch, welche erst durch den verderblichen Einfluß unserer Hypercultur in süße verwandelt wurde. Weiser Münchhausen, wie gedachte ich dein, als ich in einem ursprünglichen Ostseebade ein junges Ehepaar, noch in den ersten Honigwochen, mit den rosigsten, glücklichsten Mienen landen sah! Sie suchten und fanden, was dort durchaus nicht schwer zu finden war, eine — ur-ursprüngliche Fischerhütte. Ein Sopha wäre unnatürlicher Luxus gewesen; war also keines — natürlich. Spiegel, Waschtisch, Matratzen, Vorhänge, Rouleaux, Nichts von Alledem — natürlich. Eine Veranda, Laube? Keine — natürlich. Man trägt sich einige Holzschemel, einen Tisch hinaus oder natürlicher noch, man lagert sich einfach im Freien! Herrlich, köstlich für das junge Pärchen. Am ersten Abend nach der Ankunft schwelgten sie im Anblick des Sonnenuntergangs am Strande.

Nach wenigen Tagen änderte sich die Physiognomie. Die junge rosige Frau war etwas bleich. Man sah sie schon am frühen Morgen den Kaffee selbst kochen, an einem Herde, wo es sehr rauchte — natürlich. Das Frühstück wollte in der heißen niedrigen Stube nicht schmecken — natürlich. Man schleppte sich erst müde, um nur einen Frühstückstisch zu improvisiren, wo auch kein Schatten war, denn die Bäume pflanzen sich nicht von selbst hin — natürlich. Das junge Frauchen war betrübt, der Gatte suchte sie mit Humor zu trösten. Aber Humor gehört eigentlich nicht zu den primitiven Gaben unseres Geistes und ist ein sehr problematisches Gemisch von Süßigkeiten und Säure, wobei es genau darauf ankommt, welcher Geschmack gerade vorherrscht. Indeß, der Gatte war wirklich liebenswürdig. Wo er konnte, half er der kleinen Frau. Die Fenster wurden durch Reiseplaids gegen die Morgensonne geschützt, auf das harte Lager breitete er ihr sorglich seinen Havelock. Im Schweiße seines Angesichts grub er eines Tages tiefe Löcher in die Erde, befestigte Stangen, während das Weibchen an großen, grauen Leinenstücken nähte — und siehe da, sie hatten sich ein Zelt hergerichtet zum Schutz gegen Sonne und Wind. Sie waren glücklich wie die Kinder! Nun hatten sie doch ein trauliches Plätzchen, natürlich mit der Aussicht aufs Meer, und der Gatte — wie hatte er sich zu Hause auf den schönen Moment gefreut! — nahm seine Odyssee hervor und las seiner Penelope von den Drangsalen des erfindungsreichen Mannes.

Doch o über den Neid der Götter! In der folgenden Nacht:

„Ha, wie er ganz in Gewölke den weiten Himmel umherhüllt,
Zeus, und die Fluthen empört! Wie sausen gedrängt die Orkane
Rings mit Orkanen im Kampf. Nun naht ein grauses Verhängniß!"

Es nahte, ergriff das luftige Zelt und schleuderte es weithin in die schäumenden Wogen. An einer vereinzelten Stange nur flatterten noch ein paar Fetzen wie eine Trauerfahne an zerstörter Stätte.

Unsere Penelope war keine Griechin und keine ländergebietende Fürstin und war gar nicht in der Lage, jeden Tag zerstörte Werke von neuem zu beginnen. Sie war ein sentimentales deutsches Frauchen, und es traten ihr am nächsten Morgen beim Anblick all' der Verwüstung einige Thränen in die sanften blauen Augen, als aus einer nachbarlichen Fischerhütte gleichfalls ein blauäugiges Frauchen angstvoll auf sie zu kam und in hastigen Worten sagte:

„Beste Frau, ist Ihr Herr Gemahl zu sprechen?"

„Er ist im Augenblick am Strande. Womit kann er —?"

„O Gott, ich bin in großer Angst um meinen Knaben. Wir haben ein entsetzlich schlecht verwahrtes Zimmer. Letzte Nacht riß der Sturm die morschen Fenster auf und eh' ichs nur gewahr wurde, hatte mein Fritz schon die Erkältung weg. Er hustet — fiebert — ich fürchte Bräune — es wohnt kein Arzt an diesem Unglücksort — wollte Ihr Herr Gemahl nicht die Güte haben —"

„Mein Mann? Er ist ja aber nicht Mediciner!"

„Was? Ihre Wirthin nennt ihn doch immer Herr Doctor?"

„Ja wohl, aber mein Mann ist Philologe."

„Ach wie traurig — also ein College!"

Und die angstvolle Mutter eilte zu dem kranken Knaben. Doch auch die mitleidige Penelope verließ ihre Trauerfahne und folgte der bekümmerten Frau in die nahbelegene Hütte.

Da erst umfingen sie die Schauer der Ursprünglichkeit. Eine Familienidylle mit fünf kleinen Orgelpfeifen, von denen jede in einer anderen Tonart die arme Mutter begrüßte, und das Alles zusammengedrängt in zwei niedrige feuchte Räume mit einer Atmosphäre — —

„Nur wegen der Luftveränderung, beste Frau Collegin, sind wir an die See gegangen, nur wegen der Luftveränderung," erklärte die arme Frau ohne den mindesten Anflug von Ironie. „Mein Mann macht unterdeß größere Fußtouren im Gebirge. Allein unser Aufenthalt scheint den Kindern gar nicht zu bekommen, hören Sie nur, wie mein Fritzchen hustet!"

Inzwischen wurde Fritzchen matt und wollte schlafen. Draußen stürmte es, die anderen Kinder konnten nicht ins Freie, wie sollte man Ruhe erhalten? Penelope befreite die unglückliche Mutter von den vier anderen Orgelpfeifen, die sie ihrem heimgekehrten Manne mit einer rührenden Schilderung des Erlebten übergab. Das war Theilung der Arbeit. Der Philolog hatte sein kindliches Vergnügen mit den lieben Kleinen, die sich bei ihm bald sehr collegialisch fühlten, und Penelope half der Collegin beim kranken Fritzchen, wo es tausend natürliche Dinge mit tausend natürlichen Hindernissen herbeizuschaffen galt. Als endlich am folgenden Morgen der Arzt aus dem nächsten Städtchen kam, erklärte er nicht Bräune, sondern ein Scharlachfieber im Anzuge. Das Schicksal schien unschlüssig, wen es nun zur tragischen Heldin in dieser Katastrophe bestimmen sollte: die Luftveränderung suchende Mutter oder Penelope in den Flitterwochen. Denn mit dem Humor des Gatten war es zu Ende. Zur Rolle der Kinderfrau glaubte er sich ebenso wenig berufen, wie sein junges Weibchen zur barmherzigen Schwester. Es zogen dunkle Wolken her-

auf. In ganz primitiven Zuständen gibt es bekanntlich keine Blitzableiter: keinen Cursaal, keinen unglücklichen Flügel, kein Lesezimmer, wo sich die elektrische Spannung durch irgend ein Disput, durch eine Lißt'sche Phantasie, durch einen gelinden Aerger über einen schlechten Journalartikel entladen kann. Und die Odyssee? — Wo er aufschlug, nichts als Hohn des alten boshaften Homer:

„Aber des Tags, dann saß er auf Felsen und sandigen Dünen,
Auf das verödete Meer hinschauend — —"

Dann wieder:

„Wer durchwanderte gern der unermeßlichen Salzfluth
Wüste, so fern von den Städten der Sterblichen?"

„Wer? Ich etwa? Nein, dieser stete Anblick der Zelt-Trauerfahne, dieses melancholische Umherirren als einsamer Strandläufer, während Penelope ein collegialisches Verhältniß zum Scharlachfieber festhält, das ist mir zuviel, zuviel Naturgenuß!"

So die Monologe des Gatten. Die weitere Lösung wird der Leser errathen. Eines Abends schlug der Philolog plötzlich seinen Homer wieder auf und las mit kräftiger Stimme:

„Nunmehr verlan . mich's stets und mit sehnlichem Wunsche begehr' ich
Wieder nach Hause zu gehn und den Tag zu schauen der Heimkehr.''

Es folgten nun einige zarte Eröffnungen, unter deren Eindruck es Penelope schien, als ob der Gatte trotz seiner griechischen Weltanschauung ein rechter Barbar und trotz seines Christenthums ein rechter Egoist sei. Und wohl ihr, daß es so war. Eilends betrieb er die Abreise. Schon unterwegs hob sich die Stimmung allmählich. Und als sie gar ihr trauliches Daheim wieder sahen, ihre Zimmer mit den frischen Vorhängen, dem duftigen Blumentisch, den Bildern und jenen hundert Kleinigkeiten, mit welchen das Dasein des civilisirten Menschen einmal verwachsen ist — da umarmten sie sich glückstrahlend, als wären sie von einer Krankheit genesen. Nun erst wußten sie, wie schön es bei ihnen war. Konnten sie ihren Kaffee nicht unten in ihrem Gärtchen trinken unter dem schattigen Laubdach des wilden Weins? Nahm es denn Odysseus übel, wenn man sich daheim, auf behaglichem Sopha ruhend, an seinen Irrfahrten ergötzte?

Nein, der alte Grieche war gar kein solcher Unmensch. Die krankhafte Sehnsucht nach primitiven Zuständen ist höchst modernen Ursprungs. Von Glück kann man sagen, wenn man diese Modekrankheit an irgend einem naturwüchsigen Strand- oder Gebirgsdorf mit nicht schlimmeren Folgen durchmacht als dieses junge Ehepaar. Jede unserer Leserinnen könnte noch ganz andere Geschichten davon erzählen, wie es ihren lieben Freundinnen an irgend einem idyllischen Punct ergangen, nicht wahr? Mögen die lieben Freundinnen aber auch nicht umsonst die Frucht vom Baume der Erkenntniß gekostet haben. Wenn der Herbst sie zurückführt, wenn die bekränzten Pforten sich ihnen wieder öffnen — dann weiche die kränkelnde Koketterie mit der Hypernatur und dankbar sei die Schwelle des häuslichen Paradieses betreten, über dessen Dach sich schützend wölbt der vielzweigige Baum unserer herrlichen Cultur!

Ulrike Henschke.

Die Mode.

Heute aber fordern Sie nicht wieder „Lapidarstil" von mir, Herr Redacteur, denn ich habe viel, sehr viel zu erzählen; ich muß doch wohl auch einmal nach Herzenslust plaudern dürfen, ich, die Veronika v. G., die alte und langjährige Vertraute der Königin Mode. Also plaudern wir!

„Ob sie wohl kommen wird, die Zeit nämlich, wo man nicht mehr Tunikas und Doppelröcke tragen wird, sondern wieder eine einfache Robe?" So lautete die jüngste Anfrage mehrerer Leserinnen an das Orakel des Bazar! Ach, meine Lieben, weshalb den Schleier der Zukunft lüften? Wenn ich wirklich auch diesen Lieblingskindern der Mode ihren baldigen Untergang prophezeien wollte, es dürfte mir damit ergehen, wie der armen Kassandra, trojanischen Andenkens, Niemand würde mir Glauben schenken.

Vorläufig erfreuen sich eben die Doppelröcke und Tunikas noch der allgemeinsten Gunst, und ich denke, wir haben nicht gerade Ursache, damit unzufrieden zu sein. Bieten sie uns doch das Mittel, mit Wenigem reich zu erscheinen! Sehen wir ein Beispiel. Angenommen, wir besitzen zwei Costüme, von denen das eine etwa aus écru-farbener toile-de-laine, das andere aus schwarzseidenem Rock mit Ueberkleid von schwarzer Gaze-Grenadine besteht. Aus diesen beiden Anzügen nun können wir ohne die geringste Mühe noch zwei andere Toiletten herstellen, indem wir einfach nur die Doppelröcke wechseln, also den écru-farbenen Rock mit der schwarzen Tunika und das schwarzseidene Unterkleid mit Taille und oberem Rock des écru-Anzugs tragen. Ist das nicht schätzenswerth? Und zählt nun gar unser Toiletten-Repertoir vier oder sechs moderne Anzüge, so vermögen wir daraus — Dank den gefälligen Doppelröcken und Tunikas — eine fast unerschöpfliche Reihenfolge der verschiedensten hübschen Toiletten zu arrangiren, ähnlich wie wir im Reiche der Musik aus den einfachen sieben Tonstufen mathematisch nachweislich 40,320 verschiedene Tonfolgen auffinden und entwickeln können.

Soviel zur Vertheidigung der Doppelröcke!

Nun auch noch ein Wort des Trostes für die Orakelfragerinnen. Die Mode ist durchaus nicht die Tyrannin, als welche sie so häufig gescholten wird. Sie gestattet uns in der That auch heute schon, eine Robe ohne Doppelrock oder Tunika zu tragen, vorausgesetzt, daß sie sonst nicht des guten Geschmackes entbehre. So wäre zum Beispiel zur Gesellschaftstoilette folgender Anzug aus schwerer schwarzer Seide vollkommen modegerecht. Glatter Rock mit Schleppe, Schoßtaille; der Rock in einiger Entfernung vom unteren Rande mit breiter Stickerei von weißer Seide geschmückt, an einer Seite mittelst reicher Passementerie gerafft, über einem untergesetzten, ein Unterkleid imitirenden Theil von schwarzem Sammet mit weißen Seidenstreifen. Schoß und Aermel der Taille ebenfalls mit weißer Seidenstickerei verziert. Junge Damen können statt der schwarzen Seide farbigen Taffet, das imitirte Unterkleid aus Sammet in dunklerer Nüance wählen.

Zur Verzierung der Roben, Paletots, Mantelets und dergl. ist neben Pelz und Passementerie gegenwärtig nichts so beliebt als Sammetbesatz und Stickerei von Seide und Perlen. Ja, Perlen. Im Reiche der Mode achtet man nicht des dunklen Spruches, daß Perlen — Thränen bedeuten, und wie man vor nicht gar langer Zeit seine Freude daran hatte, Roben, Mäntel, Jäckchen, Kragen mit glitzerndem Schmelz zu überstreuen, so verziert man diese Gegenstände jetzt mit einem wahren Rübezahl-Reichthum von kleinen, runden, geschliffenen Perlen und bringt sie in Schwarz, Milchweiß (Emaille) oder in Roth auf schwarzem Fond, in mattem Grau oder Braun auf gleichfarbigem Grunde an. Diese Perlengabe ist wie ein glänzender Sprühregen aus dem reichen Füllhorn der Mode.

Nicht minder beliebt ist die Seidenstickerei. Folgendes sehr dankbares Costüm mag dem Fleiß meiner Leserinnen empfohlen sein. Rock und Ueberkleid aus hellbrauner Seidenpopeline. Der Rock mit drei ziemlich breiten Volants ausgestattet, welche je eine Stickereibordüre von gleichfarbiger Seide ziert; dieselbe bildet am Außenrande zierliche Bogen und ist daselbst mit einem Sammetstreifen in dunklerer Nüance unterlegt, welcher in der Weise einer Blende den Ansatz des nächsten Volants deckt. Stickereibordüre und ein Sammetstreifen begrenzen das Ueberkleid am Außenrande, desgleichen Aermel und Schoß der Taille; letztere hat Westentheile von Sammet.

Da wir einmal bei den Costümen sind, muß ich noch von einem erzählen, wirklich nur noch von einem, Herr Redacteur! Dasselbe ist von so gediegener Eleganz, daß es selbst Ihnen gefallen wird. Rock von schwerer grauer Seide mit zwei in doppelte einzelnstehende Tollfalten gelegten Volants, die so arrangirt sind, daß die Tollfalten versetzt übereinander treffen. Ueberkleid von echtem grauem Kaschmirstoff, aus den seidenweichen Haaren der Thibetziege gewebt, Garnitur — und das ist die Pointe — von breiter grauer Guipürespitze, welcher eine graue Seidenfranze eingeknüpft ist. In solcher Robe kann man sein Jahrhundert in die Schranken fordern und ich fand Angesichts derselben zum ersten Male den so oft gehörten Ausspruch eleganter Französinnen begreiflich:

„Ah mon habit, que je te remercie!"

Uebrigens ist Guipürespitze in Schwarz, Weiß oder Grau, mit eingeknüpfter Seidenfranze von gleicher oder abstechender Farbe, eine neuerdings allgemein beliebte Garnitur, die man nicht nur zu Roben, Jäckchen und dergl., sondern auch zu Fichus und Kragen von Mull oder Gaze verwendet. Die letzte technische Nummer des Bazar hat den Leserinnen ein solches Fichu veranschaulicht.

Zur eleganten Haustoilette bereitet man reizende Jäckchen vor aus farbigem, zum Beispiel rothbraunem oder pensée Sammet und schwarzem Grosgrain; von letzterem sind die untergesetzten Westentheile, die Aermel und ein breiter Streifen am unteren Rande, welcher hinten am Schlitz der Jacke einen kleinen gefalteten Schoß bildet. Die Aermel haben Musquetaire-Aufschläge. Passementerie, Franze oder Spitze und Perlenstickerei bilden die Garnitur. Ebenso beliebt sind die vestes, eine Art Jäckchen mit Schoß ohne Aermel; man fertigt sie gewöhnlich, in Stoff und Farbe mit der Garnitur des Kleides übereinstimmend, auch aus Seide oder Sammet.

Eine Ueberraschung! Man wird Hüte von feinem Seidenfilz tragen und zwar nicht nur in Schwarz oder Grau, sondern auch in lebhaften, wenngleich dunklen Farben; dunkelgrün wird eine der bevorzugtesten sein.

Und noch eine frohe Botschaft! — Für die weißen Mullblusen, die wir so ungern entbehrten, seitdem wir sie als nicht mehr fashionable verbannen mußten, ist ein Ersatz gefunden. Nämlich Jäckchen, corsages, mit weiten oder halbweiten Aermeln, die man aus Mull oder aus farbigem Crêpe-de-Chine, oder aus beiden Stoffen anfertigt. Den Crêpe-de-Chine verziert man mit Verschnürung von ganz feiner seidener Rundschnur in gleicher Farbe, den Mull mit Einsatz, Spitze und mit Säumen oder mit Blenden aus gleichem Stoff.

Aber da fällt mir ein, was ich Alles noch von den neuen Lingerien zu sagen habe. Schnell nur das Wichtigste! Zur Haus- oder einfachen Ausgehtoilette trägt man Kragen sowie Stulpen mit umgelegten Ecken, von écrufarbener oder gelblicher Leinwand, mit weißer oder rother oder schwarzer Einfassung. Zur Promenadentoilette sind große, sehr große Kragen von feiner Leinwand beliebt, Form matelot, hinten breit, eckig oder mit abgerundeter Spitze, tief auf den Rücken hinabreichend. Als elegantere Lingerie haben wir große shawlförmige Kragen aus feinster irischer Leinwand oder aus schmalen übereinander liegenden Mullblenden arrangirt, am Außenrande mit Stickereibordüre und Spitze, am Halsausschnitt mit zwei Reihen breiter hochstehender Spitze garnirt, welche an den Halskragen der queen Elisabeth erinnern; oder wir tragen die Fraise Maria Stuart mit graziösem Bänderschmuck oder das Jabot Louis XV. aus duftigen Spitzen. Ach, aber wie dies Alles schildern mit einer Feder, die nur in Tinte getaucht ist?! Ich muß es den Zeichenkünstlern des Bazar überlassen, den Leserinnen in zierlichen Bildern eine getreuere Schilderung zu geben — somit genug für heute!

P. S. Das muß ich doch noch erwähnen, daß man in diesem Winter die Fächer sehr groß tragen wird, und die neuesten Schmucksachen von oxydirtem Jet — nächstens mehr darüber! — In Paris schmückt man sich mit großer Vorliebe mit Gemmen von sehr reicher Schnitzerei, welche Scenen aus der letzten Schreckenszeit darstellen. Chacun à son goût!

Veronika v. G.

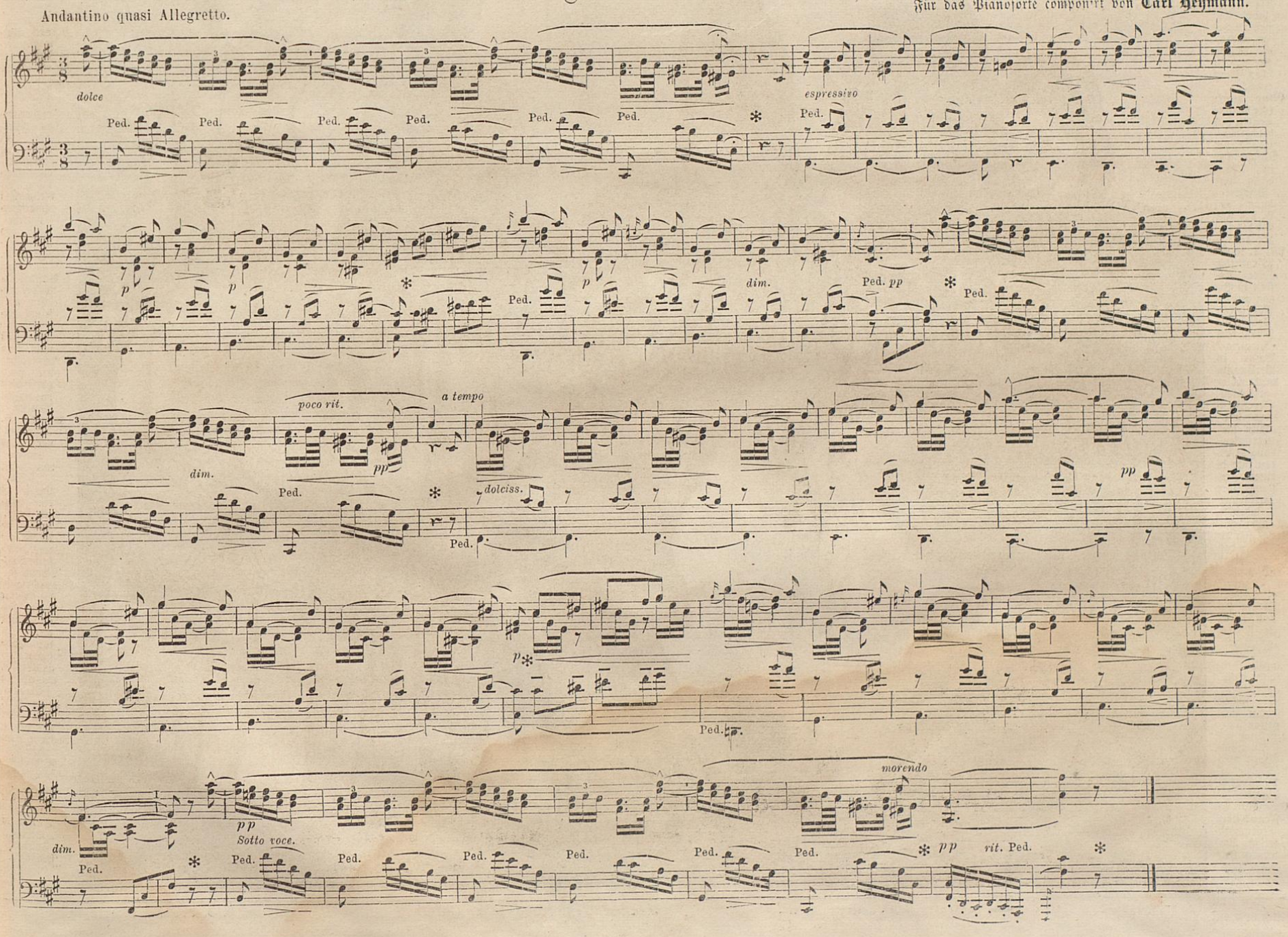
Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid aus rehfarbenem Taffet, Paletot aus schwarzem Grosgrain mit Blenden, Plisséfrisuren und Schleifen von gleichem Stoff und mit seidener Büschelfranze garnirt.

Figur 2. Mantelet aus schwarzem Kaschmir mit einer Verschnürung von schwarzer Seidenschnur und mit breiten schwarzen Spitzen ausgestattet. Hut aus schwarzem Sammet und

Gondoliera.

Für das Pianoforte componirt von **Carl Heymann.**



Spitzen mit einer gelben Rose; Echarpes aus Tüll und Spitze dienen zum Befestigen des Hutes.

Figur 3. Kleid nebst Paletot aus brauner Popeline mit braunen Sammetstreifen und mit Chenillefranze garnirt. Die hinteren Schoßtheile des Paletots sind den Rückentheilen untergesetzt.

Figur 4. Anzug aus schwarzem Taffet, aus Doppelrock und Schoßtaille bestehend. Dem unteren Rock ist ein breiter in Falten gereihter Volant angesetzt, welcher am unteren Rande in Bogen ausgeschnitten ist. Der an den Seiten und in der hinteren Mitte gerafte obere Rock ist gleichfalls mit einer gebogten Frisur begrenzt; oberhalb derselben zwei Sammetstreifen. Die Schoßtaille mit weiten Aermeln ist dem Rock entsprechend garnirt. Hut aus grauem Seidenfilz mit einem Revers aus gefaltetem grauem Grosgrain; die Garnitur bildet eine große Schleife sowie grauer Tüll und Spitze.

Figur 5. Kleid mit Doppelrock und Schoßtaille aus hellgrauem Taffet mit Blenden und Frisuren von gleichem Stoff. Dem unteren Rock, welcher in Bogen ausgeschnitten und daselbst mit einer Plisséfrisur und mit zwei Blenden garnirt ist, ist ein breiter in Falten gereihter Volant angesetzt. Der obere Rock ist dem unteren Rock entsprechend verziert; die Garnitur der Schoßtaille imitirt eine Weste. [27,317]

Auflösung des Rebus Seite 298.

„Nur wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht."

Correspondenz.

Abonnentin zu B. Sie wünschen die Aufzählung aller zu einer „Staffirung" nöthigen Artikel. Wenn Sie damit eine Bettausstattung meinen, so hoffen wir, in Folgendem Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben, ohne dabei freilich den verschiedenen, durch Klima und Körperconstitution bedingten Abänderungen Rechnung zu tragen. Ein zweckmäßiges, bequemes und gesundes Lager besteht aus einer Sprungfedermatratze, über die ein leinenes Bettuch gelegt oder festgeknöpft wird. Dann aus einem oder zwei Federkissen und einem Roßhaarkissen, mit einfachen oder je nach Geschmack reich verzierten leinenen Ueberzügen. Zum Zudecken bedient man sich einer wollenen Decke oder einer seidenen Steppdecke, mit leinener Enveloppe überzogen in der Weise, wie der Bazar es unter anderen auf Seite 241 d. J. angegeben hat; ferner eines Plumeau, dessen Ueberzug je nach den Verhältnissen aus Leinen- oder Seidenstoff hergestellt wird. In Norddeutschland zieht man aber ein großes, mit Daunen gefülltes Deckbett vor, das im Sommer durch eine wollene Decke ersetzt wird. — Die gewünschten Modelle zu verschiedenen Wäschegegenständen haben Sie inzwischen schon erhalten.

Eine dänische Abonnentin findet die Ausführung des Plüschstiches in Abbildung und Beschreibung auf S. 256 und 258 des Bazar 1871.

M. X. in E. Wir theilen Ihre Ansicht in Bezug auf die Nützlichkeit des von Ihnen dem Victoria-Bazar in Berlin zum Verkauf eingesandten Gegenstandes und kann die Zurücksendung desselben nur in einem Irrthume ihre Erklärung finden. Wenden Sie sich direct an das Comité des Victoria-Bazar, Leipziger Straße 92, und lassen Sie sich die gedruckten Statuten nebst Jahresbericht zuschicken. Sie finden darin eine genaue Darstellung der Richtung und der Thätigkeit dieses Vereins.

E. C. in Frankfurt. Regenmäntel für Damen in Havelockform sind nicht modern, wir bedauern daher, Ihnen einen solchen nicht bringen zu können. Dagegen empfehlen wir Ihnen den auf Seite 223 des Bazar d. J. mit Nr. 27 gegebenen Regenmantel als modern und praktisch.

Langjährige Abonnentin in Oderkirchen. Ihr Wunsch in Bezug auf Ballkleider wird zur rechten Zeit erfüllt werden. — Um das Ausfallen der Haare zu verhindern, bürsten Sie von Zeit zu Zeit die Kopfhaut mit einer weichen Bürste und gutem Franzbranntwein. Ein anderes, in seiner Wirksamkeit oft erprobtes Mittel, das auch häufig von Aerzten verordnet wird und nie schaden kann, ist folgendes: Man versetzt reines Provenceöl mit etwas Cantharidentinctur in dem Verhältniß von 1 Quentchen Tinctur auf 2 Unzen Oel. — Das Stärkezusatzpräparat von Struve, Osterode am Harz, gibt dem Leinenzeug die von Ihnen gewünschte Glätte.

E. H. in Sissek. Sie verlangen in aller Höflichkeit eine Unmöglichkeit. Wie können wir bei der Masse von Anzügen und Costümes, die jede Nummer unseres Blattes enthält, stets zu jedem derselben auch die Schnitte bringen? Welche Masse von Raum müßte uns da zu Gebote stehen! Sollten Sie selbst nicht im Stande sein, nach der Abbildung unter Nr. 1 auf Seite 251 d. J. den Anzug aus Taffet und Gaze-Grenadine herzustellen, so ist dieses doch ein Leichtes für jeden einigermaßen geschickten Schneider.

Josephine K. in Altona. Freilich sind die neuen leinenen Kragen und Aermel gewaschen, wenn man sie in den Weißwaarenhandlungen kauft; sie erhalten den matten Glanz und die Steifheit durch gewisse Substanzen, die man der Stärke zusetzt, wie z. B. weißes Wachs oder das Stärkezusatzpräparat von Struve in Osterode am Harz. Außerdem werden sie von geübter Hand mit sehr heißem Eisen auf der linken Seite gebügelt.

Die Rosenknospe in N. Wenn Sie so glücklich sind, sehr starkes und langes, eigenes Haar zu haben, so ist jedenfalls eine aus Flechten arrangirte Frisur die vortheilhafteste. Wir können Ihnen als besonders kleidsam und graziös die mit Nr. 1 auf Seite 41 und mit Nr. 29 auf Seite 271 d. J. gegebenen Frisuren empfehlen, deren Arrangement Ihnen nach der genauen Beschreibung keine Mühe machen dürfte.

L. F. in Kl. K. Sie haben Recht: Stoffe, wie Moirée antique und Atlas eignen sich, ihrer Schwere wegen, nicht recht zum Tragen für ein junges Mädchen. Da Sie die Gegenstände aus diesen Stoffen aber geerbt haben, so würden wir Ihnen zu folgender Verwendung rathen, falls Sie nicht vorziehen sollten zu warten, bis aus dem „jungen Mädchen" eine „junge Frau" geworden ist, die mit Fug und Recht ein schwarzes Atlaskleid tragen kann. Benutzen Sie das Atlaskleid als Unterzug zu einem Kleide aus Gaze-Grenadine, ganz schwarz oder schwarzer Grund mit farbigen Streifen, oder farbigem Pleinmuster; in dieser Weise erhalten Sie eine höchst elegante Toilette. Aus dem Mantel von Moirée antique fertigen Sie ein Manteletet für die Herbstsaison oder noch besser einen Burnus mit Pelzfutter für den Winter. Letzteres Arrangement dürfte um so vortheilhafter sein, als die modernen Paletots nur kurz sind, also für wirklich kalte Tage Vielen nicht genügen werden.

Abonnentin seit 1858. So gerne wir Ihren Wunsch erfüllen möchten, wird es für die nächste Zeit doch nicht möglich sein. Außerdem könnte kaum ein von uns gebrachtes Dessin für Rouleaux in Tüllstickerei mit demjenigen von fertig gekauften Tüllvorhängen ganz übereinstimmen, um ein harmonisches Ganze zu bilden. Vielleicht ließen sich für Ihre Zwecke die auf dem zu Nr. 9 des Bazar 1870 gehörigen Supplement mit Nr. 13 und 14 gegebenen Dessins verwenden, auch wohl das unter Nr. 78 auf Seite 304 desselben Jahrganges gebrachte. Sie erreichen Ihren Zweck jedoch viel einfacher, wenn Sie unter Einschickung des Dessins der Tüllvorhänge, ein entsprechendes Dessin für Rouleaux bei einem Dessinateur bestellen, in Berlin z. B. bei Imhoff und Wetzel, Leipziger Straße.

M. D. in Lörrach. Für Gegenstände, die unter vielen hundert Fällen kaum ein Mal ausgeführt werden, können wir im Interesse unserer übrigen Abonnentinnen kein besonderes Dessin bringen: ein solches müßten Sie sich bestellen. C. A. König in Berlin, Jägerstraße 23, wird Ihren Wunsch zu voller Zufriedenheit ausführen.

Br. Z. in L. Die Corsets, Nr. 60 und 61, Seite 274, sowie die Tournüre, Nr. 9, Seite 268 des Bazar finden Sie bei C. Alex. Putzey, Berlin, Jägerstraße 54, vorräthig.

Verehrerin des Bazar in Kiel. Sie machen es von unserer Entscheidung abhängig, ob Sie sich zu der Trennung von Ihren lieben Epheuranken, dem Schmucke Ihres Zimmers, entschließen sollen, zu der Ihre Freunde Sie durchaus bereden wollen, da — Epheu im Zimmer Unglück bedeutet. — Nein, wir sind nicht so grausam, pflegen Sie Ihre Ranken nach wie vor. Wie können Sie nur glauben, daß Ihr Schicksal durch die Pflege dieser oder jener Pflanze bestimmt oder geändert werden könnte? Das einzige Unglück, das der Aberglaube in einigen Gegenden Norddeutschlands mit der Pflege des Epheus in Verbindung bringt, ist das — keinen Mann zu bekommen. Wenn das Ihnen als ein Unglück erscheint, dann freilich — —. Wählen Sie zu der Gesellschaft im Freien einen ganz einfachen, weißen Mullanzug, der für solche Fälle auch in der Trauerzeit, besonders nach Ablauf des ersten Halbjahres gestattet ist, oder tragen Sie zu einem schwarzen Rocke eine schwarze Tüllbluse mit weißen Spitzen garnirt. Maßgebend für solche Fälle ist aber nie, wie nahe oder wie weit entfernt von uns der Betrauerte gewohnt hat, sondern wie nahe er unserem Herzen gestanden hat. — Sie können freilich in nächstem Winter einen runden, braunen Sammethut mit langer, echter Feder tragen.

N. N. in Wernigerode. Ihre Wünsche werden in nächster Zeit erfüllt.

E. P. L. Abonnentin seit 1858. Wählen Sie „Die feine Küche" von Gouffé, Leipzig, R. Schäfer.

Lustiger Lacus in Freiburg. Das gewünschte Monogramm sollen Sie so bald als möglich erhalten. — Leider können wir Ihnen nicht dasselbe in Betreff ihres zweiten Wunsches versprechen.

Zwei Verehrerinnen des Bazar im Froschlande. Zwirnstrümpfe erhalten Sie bei Hermann Gerson, Berlin, zu 10 bis 20 Thaler das Dutzend. Beim Zeichnen derselben müssen die Buchstaben über dem Rande, neben der Naht gearbeitet werden, der obere Theil des Buchstabens der Ferse zugekehrt.

Madame E. F. in Wiesbaden. Wenden Sie sich mit Ihrem Gesuch direct an eine der Vorstandsdamen des „Instituts zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen nach Fröbel'scher Methode" in Berlin, z. B. Frau Dr. Feig, Leipziger Straße 94, oder Frau Sanitätsrath Heymann, Neue Promenade 12.

Landpomeranze. Sie können sehr gut aus Ihrer weißen Beduine einen Talma machen, da ein solcher durchaus modern ist. Wählen Sie dazu den zu Nr. 54 auf Seite 48 des Bazar d. J. gehörigen Schnitt.

Clara S. in D. und Ch. v. Z. Danzig. Wir bedauern, Ihre Wünsche nicht erfüllen zu können, sondern Sie an eine Tapisseriehandlung verweisen zu müssen. Aber unsere geehrten Abonnentinnen sollten wirklich bedenken, daß wir im Interesse der Gesammtheit nicht im Stande sind, die subjectiven Wünsche Einzelner in der verlangten Weise zu berücksichtigen. Sie würden sich und uns das Unangenehme einer abschlägigen Antwort ersparen.

G. S. U. zu L. Sie sind die zweite Leserin, welche sich beklagt, durch Gebrauch eines bleihaltigen Haarfärbemittels (in diesem Fall Rossetter's Haarwasser) nicht nur ein „seine natürlichen Wellen verlierendes", sondern auch schneeweiß gewordenes Haar erhalten zu haben. Möge dieser Fall wenigstens dazu beitragen, daß unsere oft ausgesprochene Warnung vor bleihaltigen Haarfärbemitteln mehr und mehr beherzigt werde. — Den Pompadour-Puder kennen wir seiner Zusammensetzung nach nicht. Jede Verstopfung der Hautporen wirkt mit der Zeit schädlich.

Agathe H. (Hannover). Das Enthaarungsmittel „Psilothron" ist eine Harzmischung, welche erwärmt auf die betreffende Hautstelle gebracht wird die Haare kleben daran fest und werden mit der Harzstange herausgerissen, was völlig schmerzlos geschieht und ohne daß darunter Haut oder Gesundheit leiden. Das Mittel erhalten Sie bei G. Baum in Berlin, Friedrichstraße 57.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 54/55 Unter den Linden. Redacteur: Paul Lindau in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.